This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethes Lebenskunst

von

Dr. Wilhelm Bode.

Achtes bis neuntes Tausend. — Vierte Auflage.

Mit einem Bildnis Goethes nach C. A. Schwerdtgeburth.

Berlin 1905.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

867z
B666
G0e
1905

GENERAL

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Buch erzählt, wie Goethe wohnte und wirtschaftete, wie er sich kleidete, wie er aß und trank, wie er seine Gesundheit stärkte und Krankheiten ertrug, wie er sich gegen Fremde und Freunde verhielt, gegen Höherstehende und Untergebene, wie er als Liebhaber und Ehemann war, und dann weiter: wie er arbeitete und lernte, wie er ein guter, gerechter, empor steigender Mensch zu sein sich bemühte und wie er sich zu Gott und seinen Verkündern stellte. Es wird den Lesern keine Geschichte seines Lebens und keine Besprechung seiner Werke geboten, auch macht das Buch nicht den Anspruch, die Wissenschaft vorwärts zu bringen. Es wird zwar Vieles mitgeteilt, was an die berüchtigte Kleinigkeitskrämerei einiger Goethe-Philologen erinnert, dabei wolle man aber den Autor recht verstehen. „Wie Er sich räuspert und wie Er spuckt," wäre freilich ein unwürdiger Gegenstand für ein mühseliges Studium oder gar einen devoten Kultus, aber auch die kleinen Striche gehören zu einem Bilde, und in kleinen Zügen erkennen wir den großen Charakter. Sobald wir Goethe als einen der edelsten und klügsten Landsleute gelten lassen, liegt es uns nahe, uns auch in den tausend Kleinigkeiten, aus denen unser Leben besteht, mit ihm zu vergleichen. Man braucht das ja nicht so weit zu treiben wie jener Professor, der sich naß regnen ließ, denn: „Goethe trug nie einen Schirm!" „Trug Goethe auch nie einen reinen Kragen?" fragte darauf eine scharfe Zunge nicht ohne Grund.

Als Quellen dienten mir besonders Goethes Briefe und Gespräche, erstere in der noch unvollendeten Sophien-Ausgabe und in Riemers Sammlung des Briefwechsels mit Zelter, letztere in der großen Sammlung des Freiherrn v. Biedermann und in

Digitized by Google

den bekannten kleineren Ausgaben. Manches bot auch des Kanzler v. Müllers Gedächtnisrede vor der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Ferner wurden die autobiographischen Schriften und Notizen Goethes, die Tagebücher, Annalen u. s. w., benutzt; einige Gedanken flossen mir auch aus den Biographien von Bielschowsky und Heinemann zu.

Mein Ehrgeiz bei diesem Buche ist, daß einige Leser empfinden möchten, was Zuhörer nach meinen Vorträgen über den Menschen Goethe mir sagten: nun ist er uns doch viel näher gerückt, nun kennen und verstehen wir ihn doch viel besser. Das Buch ist an einem Pulte geschrieben, das nur hundert Schritte von Goethes letzter Ruhestätte entfernt ist, und viele Seiten habe ich auf Spazierwegen vorbereitet, die auch er zu gehen pflegte. Hoffentlich ist es gelungen, von seinem Geiste manchen Hauch auf diese Seiten zu bannen.

Weimar, im Oktober 1900.

Dr. Wilhelm Bode.

Zur zweiten Auflage.

Für die überaus freundliche Aufnahme, die das Buch fand, danke ich, indem ich es um einige neue Perlen aus Goethes Schatze vermehre. Willkommen ist gewiß auch ein Goethe-Bildnis, das die Herren Verleger hinzufügen; hergestellt ist es nach einem Stiche des Weimarischen Kupferstechers C. A. Schwerdtgeburth, der den alten Dichter in seinem letzten Lebensjahre gezeichnet hat.

In einigen Wochen lege ich ein ähnliches Werkchen, „Goethes Aesthetik" den Kunstfreunden vor.

Weimar, im August 1901.

W. B.

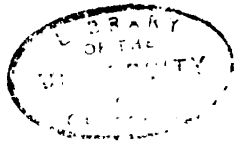
Digitized by Google

Inhalt.

		Seite:
I.	Wohnung und Besitz	1
II.	Äußere Erscheinung und Verhalten gegen Fremde	19
III.	Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen	40
IV.	Die Mahlzeiten und der Wein	58
V.	Gesundheitspflege und Krankheiten	75
VI.	Geselligkeit	96
VII.	Männerfreundschaften	117
VIII.	Der Frauenfreund	136
IX.	Der Ehemann	156
X.	Das Schaffen	169
XI.	Ein Lehrer des Lernens	187
XII.	Kämpfe	209
XIII.	Frömmigkeit	231

Digitized by Google

Digitized by Google



I.

Wohnung und Besitz.

Wer nach Weimar kommt, sucht bald auch den Park auf, der die liebliche Ilm umsäumt, und wenn er einige Minuten unter den Bäumen dahingeschritten ist, denen Goethe einst ihre Stelle anwies, so sieht er hinter einer großen grünen Wiese ein weißgetünchtes Häuschen mit hohem grauem Dache inmitten eines Gartens, der sich den Hügel hinaufzieht. In diesem Garten und diesem Hause hat der große Dichter glückliche Jugendjahre verbracht. Hier überfiel ihn bald sein Herzog Karl August, um Staats- oder auch Liebessachen mit ihm zu besprechen, dann kam wohl auch die schöne „Krone", die Sängerin Corona Schröter, und brachte ein Sträußchen Waldblumen mit, oder es kam die herrlichste von allen, Frau v. Stein, und ihr junger Verehrer schenkte ihr wohl selbst den Kaffee ein, über dessen schädliche Wirkung er sonst mit Überzeugung warnend zu reden liebte. Hier machte er an Sommerabenden zuweilen für die ganze Hofgesellschaft „den Wirt der herzoglichen Promenade" und suchte „bald durch Thee, bald durch saure Milch

Digitized by Google

die Gemüter der Frauen zu gewinnen", während die Männer am Spieltische saßen oder in seiner Kegelbahn ihre Kunstfertigkeit maßen. Zwischen diesen Sträuchern endlich trat ihm mit einer Bittschrift ihres leichtsinnigen Bruders zum erstenmale jene hübsche kleine Arbeiterin entgegen, deren Geschichte jetzt unsere Kinder in der Schule lernen: „Ich ging im Walde so für mich hin..."

Wir sind nicht wenig erstaunt, wenn wir das Häuschen betreten, das sieben Jahre hindurch dem Busenfreunde des Landesherrn, dem weithin berühmten Dichter des „Werther" und „Götz" das einzige Heim war. So bescheiden hätten wir es uns doch nicht vorgestellt. Unten ist gar kein bewohnbares Zimmer, höchstens kann man einen Raum, an dessen Wänden Pläne von Rom hängen, im Sommer wegen seiner Kühle schätzen; oben sind drei Stuben und ein Kabinettchen, alle klein und niedrig, mit bescheidenen Fensterchen und schlichten Möbeln: zuerst ein Empfangszimmer mit harten steifen Stühlen, dann das Arbeitszimmer mit kleinem Schreibtisch, daran schließend ein Bücherzimmer und zuletzt das Schlafstübchen, in dem noch die Bettstelle aus Holz, Drell und Bindfaden steht, die in drei Teile zusammengeklappt und so als — Koffer auf die Reise mitgenommen werden konnte. Draußen im Garten kann es uns viel besser gefallen als im engen Häuschen; da sieht man, wie in den Rosen, die seine Fenster umranken, Hänflinge und Grasmücken nisten; da blühen die Malven, Lilien und Kaiserkronen; hohe Bäume stehen in flüsternden Gruppen zusammen, und in ihrem Schatten genießen wir den Blick auf das anmutige Flußthal. „Es ist eine herrliche

Digitized by Google

Empfindung, da haußen im Feld allein zu sitzen. Morgens früh, wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr tacken und den Wald und das Wehr von ferne."[1]) Das Schloß und die Stadt waren nahe, aber die Bäume des Parks verdeckten sie. Es war, „als sei man in der Nähe eines Waldes, der sich stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh auf der Wiesenfläche hervorkommen. Man fühlt sich in den Frieden tiefer Natureinsamkeit versetzt, denn die große Stille ist oft durch nichts unterbrochen als durch die einsamen Töne der Amsel oder durch den pausenweise abwechselnden Gesang einer Walddrossel."[2]) Hier — auf dem Altan, der später abgerissen wurde — liebte der junge Goethe, in seinen Mantel gehüllt, die Sommernacht zu verschlafen oder, wenn der Schlaf ihn floh, zu den Sternen hinaufzuschauen:

Euch bedaur' ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe![3])

Oder er sprach zu den Zweigen, die ihm entgegen blühten, von seinem Hoffen und Sehnen:

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt?
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt — —[4])

---

[1]) Tagebuch, 18. Mai 1776. — [2]) Eckermann, 28. März 1824. — [3]) 20. September 1781 an Frau v. Stein. — [4]) 16. Dezember 1780 an Frau v. Stein.

Digitized by Google

Und hier im Grünen vergaß er rasch allen Ärger, den ihm die „Ekelverhältnisse“ mit seinen Neidern in der Stadt bereiteten; in der stillen Natur erfrischte er seine Seele immer wieder, wie den Leib in der Ilm, in deren damals näheren Krümmung sein Häuschen sich wiederspiegelte:

Ich gehe meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'.

Hier im grünen Flußthale konnte er seinen Naturkultus nach Herzenslust betreiben. Als er zum erstenmale in seinem Garten geschlafen, nannte er sich „Erdulin“.[1]) Er spricht von seinem „Erdgeruch“ und „Erdgefühl“, ihm war wohl in Klüften, Höhlen und Wäldern. Und seine ganze Umgebung steckte er an. „Sauge den Erdsaft, saug Leben dir ein,“ riet Karl August in einer poetischen Epistel der Frau v. Stein, und er, der Landesfürst, hauste selber Tage und Wochen lang in einer Holzhütte des Parkes, dem Borkenhäuschen, das jetzt nur noch zur Aufbewahrung von Geräten gut genug erscheint. Auch Wieland, der früher von einem Erdgeist nicht geträumt hatte, schrieb nun: „Mir ist nirgends so wohl, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um unter meinen Bäumen zu leben und den unendlichen Erdgeist einzuziehen.“ „Der Statthalter von Erfurt war einige Tage bei uns und ist auch nicht ohne Erdgeruch entlassen worden,“ meldet Goethe vergnüglich dem Freiherrn

[1]) Brief an Frau v. Stein 19. Mai 1776.

Digitized by Google

v. Fritsch. Schiller, der ein Stubenhocker war und am liebsten im Reiche der Gedanken lebte, war bei seinem ersten Besuche in Weimar ganz verdrießlich über „das bis zur Affektion getriebene Attachement an die Natur.“[1])

Auch für Goethe kam die Zeit, wo ihm der Garten fremder wurde: weil er eines großen Stadthauses bedurfte, weil er im Sommer in Bäder oder auf größere Reisen ging, weil er lieber in Jena arbeitete, wo ihn Familie, Hof und Gesellschaft nicht in seinen Gedanken störten. Aber einmal wohnte er doch auch als alter Herr wieder auf Wochen draußen, als er nicht mit dem Sohne und seinem Anhange täglich zusammentreffen mochte. Ein ander Mal (am 12. Mai 1827) fuhr er zum „untern Garten“, um eine freundliche Stunde zu verweilen: da übte der Frühling solchen Zauber über ihn, daß er da blieb und Wochen lang sich von den alten Zimmerchen nicht trennen konnte, bis ein vornehmer Gast seine Anwesenheit in der Stadt nötig machte. Nun kam er auch die folgenden Sommer häufiger. Und zuweilen hatte er Lust, im Gartenhäuschen, wo er „so tüchtige Jahre verlebt“, auch zu sterben.[2]) Eckermann hat uns einen Frühlingstag geschildert, an dem sie schon vor Tische hinaus gefahren waren.[3]) „Die Kaiserkronen und Lilien sproßten schon mächtig, auch kamen die Malven zu beiden Seiten des Weges schon grünend hervor. — —

Der obere Teil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wiese mit einzelnen zerstreut stehenden Obst-

---

[1]) Vgl. Bielschowsky, Goethe I, 281. — [2]) Gespräch mit Holtei 15. Mai 1827. — [3]) Eckermann, 22. März 1824.

Digitized by Google

bäumen. Wege schlängeln sich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter . . . Goethe schritt, diese Wege hinansteigend, mir rasch voran, und ich freute mich über seine Rüstigkeit. Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürstlichen Park herübergekommen zu sein schien; wobei Goethe mir sagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

Auf der anderen Seite den sich schlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüsch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Versen des bekannten Gedichts:

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten...

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer klassischen Stelle befinde . . . .

Wir traten um eine Baumgruppe herum und befanden uns wieder auf dem Hauptwege in der Nähe des Hauses. Die soeben umschrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie sie untermischt stehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen setzten, die einen runden Tisch umgaben. Die Sonne war so mächtig, daß der geringe Schatten dieser blätterlosen Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward. „„Bei großer Sommerhitze,““ sagte Goethe, „„weiß ich keine bessere Zuflucht als diese Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt; ich habe die Freude gehabt, sie heranwachsen zu sehen, und genieße nun schon seit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schat-

Digitized by Google

tens. Das Laub dieser Eichen und Buchen ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tische, wo denn auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden: daß der Pan schlafe.""

* * *

Auch das Stadthaus, das Goethe seit 1782 bewohnte, zuerst als Mieter und bald als Eigentümer, war nicht unländlich. Es war das dem „Frauenplan" zugekehrte herrschaftliche Hauptgebäude eines größeren Grundstückes, an dessen Garten sich einige kleinere zugehörige Gebäude anlehnten. Eins davon, ein altes Chausseehaus, zeugt noch heute davon, daß hier einst die Landstraße begann. Hinter Goethes Besitztum waren zu seiner Zeit Gärten und freies Feld, mit wenigen Wohnhäusern und Scheunen besetzt; trat er aus der Hinterthür des Gartens, so stand er an der „Ackerwand", wo auch nur wenige Leute wohnten, am andern Ende freilich gerade die Frau v. Stein.

Wenn wir in diesem Stadthause die Räume aufsuchen, die er am meisten benutzte, so behalten wir noch ganz den Eindruck des Gartenhauses. Das Arbeitszimmer und das daneben liegende Schlafzimmer sind sehr einfache, niedrige Räume. Nichts deutet auf einen vornehmen, reichen Besitzer. Die Studierstube, in der er seine unsterblichen Werke schuf, würde heute nur Wenigen genügen, die sich zum Mittelstande rechnen; für „standesgemäß" würde sie niemand halten. Alles

Digitized by Google

darin ist zur Arbeit bestimmt, zum Lesen, Schreiben oder Experimentieren: kein Sofa, kein bequemer Stuhl, keine Gardinen, sondern nur einfachste dunkle Rouleaux. Auch an den Büchern ist keine Pracht, seine gesammelten Werke sind auf das schlichteste eingebunden, er nahm ja auch seine berühmtesten Dramen oder Gedichte Jahrzehnte lang nicht wieder in die Hand. Nur ein Möbel hatte Goethe in dieser Stube, das wir nicht kennen: ein kleines Korbgestell, das sein Taschentuch aufnahm. Und auf dem Tische liegt ein Lederkissen, auf das er die Arme legte, wenn er dem gegenüber sitzenden Schreiber diktierte. Die einzige Schönheit dieser „Klosterzelle", die der alte Herr oft Wochen lang nicht verließ, war, daß sie ebenso ruhig und friedlich war, wie wenn sie wirklich zu einem Kloster gehöre; kein Lärm von der Straße drang hieher und die Fenster gingen in den schlafenden „Klostergarten".[1]) Hier stand er an frühen Winterabenden und blickte auf die Schneelast der Bäume, während sein geliebter großer Ofen die Eisblumen vom Fenster abwehrte. Am Tage freute er sich dann, wie die im Winter willkommene Mittagssonne sein ganzes Zimmer durchleuchtete. Wenn nun die Tage länger wurden, erschienen „Schneeglöckchen, Krokus und andere niedliche Frühblumen in Büschel und Reihen vor seinem Fenster"[2]) und bald sah man ihn dann mit dem Gärtner die buchsbaumumsäumten Gartenstiege eifrig hin und wieder

---

[1]) Die Ausdrücke „Klosterzelle" und „Klostergarten" brauchte Goethe selber gelegentlich, z. B. in den Briefen an Zelter. —
[2]) Vgl. Brief an Frau v. Levetzow vom 13. April 1824.

Digitized by Google

schreiten, das nötige Säen und Pflanzen anordnend, bei dem er früher so gern selber Hand angelegt.

Noch schlichter als die Studierstube ist sein Schlafzimmer. In dem kleinen Gemache ist außer seinem Bette fast nichts vorhanden als der Lehnstuhl, in dem er starb, und daneben ein kleines Tischchen, auf dem noch heute die letzte Medizin steht. Eine Art Waschtisch sehen wir noch, ein sehr kleines Ding mit einem sehr kleinen Waschbecken, wie wir es jetzt nur noch in zurückgebliebenen Dorfwirtshäusern vorfinden.

Einen anderen Eindruck bekommen wir freilich, wenn wir die andern Teile des Hauses betreten; hier erfreut uns der behaglichste, gesündeste Luxus: der Luxus der Geräumigkeit. Zahlreiche große, wenn auch nicht sehr hohe Zimmer, breite, langsam aufsteigende Treppe, stattliches Vorhaus. Der gewöhnliche Luxus fehlt auch hier; die Vorhänge sind überaus bescheiden, die Wände sind schlicht-vornehm nach klassischen Mustern bemalt. Auch die Möbel sind einfach-fein und im Stile der Zeit, im Empirestil. „Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter. Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner Natur volle Freiheit thätig zu sein und aus mir selber zu schaffen.“[1]) Er

[1]) Zu Eckermann 23. März 1829.

Digitized by Google

war über achtzig Jahre alt, als er zum getreuen Eckermann sagen konnte: „Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa, ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anbringen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen passiven Zustand.“[1]) Ebenso hielten es seine nächsten Freunde wie Karl August und Schiller, ebenso hatte er auch schon als Jüngling empfunden. Wo er fühlte, daß das am höchsten gewertet wurde, was am meisten Geld kostet, da ward ihm nicht wohl; das war ein Grund mit, weshalb er sich von Lili Schönemann, mit der er verlobt war, trotz aller Liebe wieder loslöste.

Doch sein Stadthaus bekam auch ohne Luxus bald einen sehr vornehmen Schein und einen sehr kostbaren Inhalt. Dafür sorgte seine Liebe zur Kunst und zur Natur, seine Lust am Sammeln, sein Bedürfnis, das Schöne, Merkwürdige oder Lehrreiche zu besitzen und es stets zur Hand und oft vor Augen zu haben. Es wuchsen die Altertümer, die Statuetten, Denkmünzen, Plaketten, Kameen, Büsten, Majoliken, Ölgemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen, die Steine, Knochen u. s. w. allmählich zu Hunderten und Tausenden an. In ihre Betrachtung vertiefte er sich immer wieder, um feinsten Genuß und neue Belehrung davon zu tragen; in ihrer Mitte hielt er oft seine Gesellschaft ab, schon dadurch jede Langeweile ausschließend; hier erlebte es mancher

[1]) Zu Eckermann 25. März 1831.

Digitized by Google

Fachkenner, daß für sein Gebiet die gesamten Lehrmittel sofort herbeigeholt werden konnten; hier waren denn auch die gelehrten Freunde und Mitarbeiter aus der Stadt: Meyer, Riemer und Eckermann, oder die noch gelehrteren Gäste von auswärts, die Humboldt, Wolf und Boisserée, an ihrem Platze. Der Gast, der vielleicht in sträflicher Neugier in das Haus eindrang, um nachher mit seinem Besuche bei Goethe prahlen zu können, ward hier sogleich aus den kleinlichen Dingen des Tages entrückt und ahnte, daß der Bewohner dieser Räume in den Jahrtausenden lebte. „Gleich beim Eintritt in das mäßig große, in einfach antikem Stil gebaute Haus deuteten die breiten, sehr allmählich sich hebenden Treppen, sowie die Verzierung der Treppenruhe mit dem Hunde der Diana und dem jungen Faun von Belvedere die Neigungen des Besitzers an. Weiter oben fiel die Gruppe der Dioskuren angenehm in die Augen, und am Fußboden empfing den in den Vorsaal Eintretenden blau ausgelegt ein einladendes SALVE. Der Vorsaal selbst war mit Büsten und Kupferstichen auf das reichste verziert und öffnete sich gegen die Rückseite des Hauses durch eine zweite Büstenhalle auf den lustig umrankten Altan und auf die zum Garten hinabführende Treppe. In ein anderes Zimmer geführt, sah der Gast sich aufs neue von Kunstwerken und Altertümern umgeben: schön geschliffene Schalen von Chalcedon standen auf Marmortischen umher; über dem Sofa verdeckten halb und halb grüne Vorhänge eine große Nachbildung des unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannten alten Wandgemäldes, und außerdem forderte die Wahl der

Digitized by Google

unter Glas und Rahmen bewahrten Kunstwerke, meistens Gegenstände alter Geschichte nachbildend, zu aufmerksamer Betrachtung auf." So schildert einer der vielen Gäste, der gelehrte Leibarzt des sächsischen Königs, Gustav Carus, was er sah, ehe der Ersehnte und zugleich Gefürchtete erschien. So war das Haus, das für Goethe eine Festung gegen die Welt bedeutete. Ihm war das Bild des Zauberers geläufig, der um sich einen unsichtbaren Ring entstehen läßt, worüber nichts hinweg schreiten darf, was er nicht zuläßt. In der Ferne sehnte er sich immer wieder nach dem Hause: „wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann."[1]) Oder er schickte in die Heimat an seinen „Haus- und Küchenschatz" den Gruß:

„Von Osten nach Westen —
Zu Hause am besten."[2])

An Christiane, mit der er so gerne im Hausgarten das Gedeihen des Gemüses, die Blüte der Gesträuche, das Wachstum der Bäume beobachtete, dachte er auch, als er im Mai 1790 aus Venedig sich heimwärts sehnte:

Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.[3])

* * *

[1]) An F. H. Jacobi 19. August 1793. — [2]) An Christiane Vulpius 15. Juli 1795. — [3]) An Caroline Herder 4. Mai 1790.

Digitized by Google

Einen Gärtner hat sich Goethe öfter genannt, aber er war eine Zeit lang auch Rittergutsbesitzer. „Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen," schreibt er in seinen Annalen von 1797. „Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus," — also Schiller sogar! — „Wieland hatte sich in Oßmannstädt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich." Im März 1798 wurde der Kauf nach zweijährigen Verhandlungen abgeschlossen, und am 22. Juni konnte er an Wieland schreiben: „Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben, morgen gegen Mittagszeit Sich aus Euro Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehn zu verschaffen." So lud er auch in den nächsten Jahren Herren und Damen gern auf sein Gut. An Henriette v. Wolfskeel heißt es 1801: „Die verschiedenen Wahrzeichen von Oberroßla, die schöne Quelle, die neue Parkanlage und die Gänschen, die durchs Gitter fressen, werden Ihnen nicht geringe Unterhaltung gewähren. Leben Sie wohl und erfreuen mich mit dem berühmten, zweilettrigen Wort, das so erfreulich aus einem schönen Munde klingt." Mit Christiane zog er gern zu ländlichen Festen auf das Gut, zur Kirchweihe

Digitized by Google

oder zur „Bornfege“; einmal sehen wir ihn von der Kirchweihe nach Buttstädt zum Pferdemarkt fahren, gleich einem andern Gutsbesitzer. Aber er hütete sich wohl, in die Landwirtschaft hineinzupfuschen und selber zu administrieren; lieber nahm er die Unannehmlichkeiten mit Pächtern auf sich. Wieland hielt es zwar anders, doch spotteten beide, wie umständlich das Landleben sei, da Wieland sich eine Magd nehmen mußte, die die Wiese besorgte, die die Kuh ernährte, die die Milch gab, welche der Städter doch viel bequemer auf seinen Tisch bekommt. Aber wenn Goethe sich auch aller praktischen Thätigkeit sorgfältig enthielt, so reizte ihn sein Besitz doch, in die Geheimnisse des Ackerbaues theoretisch einzudringen; selbst die Branntweinbrennerei und die ganz neue Zuckerfabrikation studierte er, und insgesamt hat diese Oberroßlaer Episode nicht wenig zu seiner Bildung beigetragen. „Gar schön ist der Feldbau,“ steht in seinem Tagebuche, „weil alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache . . . Der Meister geht gerade auf das Ziel los, er träumt nicht ins allgemeine wie unsereins ehemals in der bildenden Kunst. Wenn er handeln soll, greift er gerade das an, was jetzt nötig ist.“

Goethe hatte immer eine Abneigung gegen die Großstadt. Er dachte wohl daran, welche Vorteile ihm ein Leben in Berlin oder Wien oder Paris bieten würde, aber selbst seine Vaterstadt war ihm schon zu großstädtisch. „Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen,“ schreibt er 1797 aus Frankfurt an Schiller, „wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren,

Digitized by Google

und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen. Alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen."

„Das Dorf Weimar," wie Schiller sich ausdrückte, oder „das wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt," wie Herder es bezeichnete, war für unsern Freund der Natur und ihrer Stille gerade der rechte Platz; noch im Alter rühmt er, daß neben andern unschätzbaren Vorteilen ihn hier der Gewinn beglückte, „Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen."[1])

Sein Landgut gab Goethe schon im Sommer 1803 wieder auf; es war doch etwas Halbes und darum seiner Natur nicht Gemäßes; er verkaufte es an den zweiten Pächter, „und so ereignete es sich, daß ich nach sechs Jahren das Gut abtrat, ohne irgend einen Verlust als den der Zeit und allenfalls des Aufwands auf ländliche Feste, deren Vergnügen man doch aber auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Gelde anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien zugebracht."[2])

* * *

Daß Goethe ein wohlhabender Mann war, geht schon aus dem Mitgeteilten hervor. Aber er hatte auch sehr

[1]) Geschichte meines botanischen Studiums. — [2]) Annalen von 1803.

Digitized by Google

viele Ausgaben, zumal weil er ein gastfreies Haus halten mußte und wollte, weil er viel reiste, und weil er die Kunstgegenstände und naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten, an denen er sich bilden wollte, auch zu besitzen wünschte. Außerdem war zuerst die Frau nicht immer sparsam, und die Schwiegertochter war ihr Leben lang als arge Verschwenderin bekannt. Ihrer Wirtschaft müssen wir es wohl zuschreiben, daß im November 1830 die Gebrüder Ramann in Erfurt, die Weinlieferanten unserer Klassiker, ein Guthaben von 500 Thalern hatten, wovon im September 1831 erst 200 Thaler als Abschlag gezahlt werden konnten.[1]) Mit seinem Gehalte allein hätte Goethe nicht auskommen können; denn es betrug anfangs nur 1200, von 1781 an 1400, von 1785 an 1600 Thaler; seit 1816 bekam er, der nun erster Minister eines Großherzogtums war, 3000 Thaler. Wohl kamen dazu durch die Güte seines Fürsten noch allerlei Zuwendungen, namentlich seine beiden Grundstücke in Weimar, aber verbraucht hat er stets erheblich mehr. Sein väterliches Erbe und die Einnahmen aus seinen Werken gingen zum großen Teile mit darauf. „Einen Parvenu wie mich," sagte er im Alter zu guten Freunden,[2]) „konnte nur die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil, aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thalern,

[1]) „Eine kleine Erinnerung aus klassischer Zeit". Faksimilien-Sammlung der Gebr. Ramann in Erfurt, nicht im Buchhandel. — [2]) am 31. März 1823 zu v. Müller und Riemer.

Digitized by Google

dann mit 1800 Thalern bis 1815 gedient." Und noch später (1829) äußerte er gegen Eckermann: „Eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes litterarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren."

Das litterarische Einkommen wäre nicht so bedeutend gewesen, hätte sich Goethe nicht gegen die Buchhändler tapfer seiner Haut gewehrt. Zwar anfangs war er auch hier sehr freigebig gesinnt; er hätte am liebsten der Welt seine Werke ohne Honorar geschenkt, aber weil er beständig Ärger hatte von schlechten Nachdrucken, die bei der damaligen Gesetzgebung und lottrigen Polizei möglich waren, lernte er sein Eigentumsrecht verteidigen und ausnützen. „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben!" rief er 1829 gegen einen juristischen Freund aus.[1]) „Wer keinen Geist hat, glaubt nicht an Geister und somit auch nicht an geistiges Eigentum der Schriftsteller," hieß es ein andermal, als vom Nachdruck die Rede war.[2]) Seine ersten Werke hatte er vertändelt; zu der Zeit, als alle Welt seinen Götz bewunderte, mußte er sich sorgen, woher er das Geld nehme, um das Papier dafür zu bezahlen. Aber 1802 konnte Schiller gegen Cotta äußern: „Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Wert ganz kennt und sich selbst hoch taxiert und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage

[1]) v. Müller, 17. Juni 1829. — [2]) am 15. Mai 1823 zu v. Müller.

Digitized by Google

Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben." Für die „Wahlverwandtschaften" erhielt Goethe 2500 Thaler, für „Wahrheit und Dichtung" 12000, für die erste zwölfbändige Cottasche Ausgabe der Werke (1806—1808) volle 10000 Thaler für das Verlagsrecht auf acht Jahre, für die neue Ausgabe in 20 Bänden 1816 auf weitere acht Jahre 16000 Thaler. Im Ganzen wurden in den Jahren 1795—1832 von Cotta an Goethe 401090 Mark in heutigem Gelde gezahlt und von 1832—1865 an die Erben 464474 Mark. Die Tantièmen von Bühnen waren dagegen sehr gering; z. B. vom Berliner Nationaltheater erhielt Goethe in zwanzig Jahren nur 319 Thaler, während Kotzebue es in der gleichen Zeit auf 4279 Thaler aus der gleichen Quelle brachte.

Goethe hat stets sorgfältig Buch geführt, und wir können noch heute nachlesen, wieviel er als Junggeselle für Göttinger Wurst u. dgl. verbraucht hat. Von seinem Besuche in Heidelberg im Jahre 1814 erzählt uns Sulpiz Boisserée: „Jeden Abend ließ Goethe seinen Bedienten zu sich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tages, die größten wie die kleinsten, und für den folgenden Tag den vorläufigen Etat im Ausgabebuch festzustellen. Als Bertram über diese haushälterische, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters seine Verwunderung äußerte, sagte Goethe: „Wenn die Prosa abgethan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen. Man muß sich das Unangenehme vom Halse schaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt uns um so besser."

Digitized by Google

II.

Äußere Erſcheinung und Verhalten gegen Fremde.

Wir haben von Goethe viele Bilder, aber ſie ſind ſehr unähnlich unter einander. Und ebenſo verſchieden ſind die Schilderungen derer, die ihm in ſeinem Stadthauſe aufwarteten. Die einen fanden ihn ſehr groß, die andern „keineswegs von hervorragender Größe“,[1]) die einen erblickten ein Ideal männlicher Schönheit, die andern wiſſen davon nichts zu berichten; den einen erſchien er überaus ſympathiſch, mit einem einzigen Blicke Liebe und Verehrung erweckend, den andern war er „ein langer, alter, eiskalter Reichsſtadtſyndikus“[2]) und ſie atmeten auf, wenn ſie ſeine Eisluft hinter ſich hatten. So verſchieden ſehen die Menſchen durch ihre Gefühle hindurch, aber Goethe war auch nicht immer der Gleiche. Groß erſchien er, wenn er ſich recht ſteif und gerade hielt und würdig auftrat, und das pflegte er Fremden

[1]) So Joh. Heinr. Wolff aus Kaſſel, Frankf. Ztg. 6. Juli 1899. — [2]) Ritter v. Lang, 1826. S. Biedermanns Geſpräche.

Digitized by Google

gegenüber zu [illegible]. [illegible] war er nicht so groß, [illegible] ihn [illegible]. [illegible] Woche im [illegible], die für [illegible] mit ihm [illegible] zu [illegible]. Und [illegible] hing [illegible] von den [illegible] Stunden [illegible] Freunde [illegible] oder Jupiter, [illegible] einige [illegible] und [illegible], daß [illegible] zu kurz seien. [illegible] Bild des jungen Mannes [illegible] langjähriger [illegible]: „Als [illegible], machte er einen [illegible] Eindruck auf [illegible]; er war sehr mager, [illegible] und [illegible], [illegible] wögen.“¹) [illegible] die [illegible] Zeit „unter einem Paar [illegible] Augen, die er im Kopfe [illegible].“ [illegible] 1788 noch [illegible] „Er [illegible] ist verschlossen, [illegible] Auge [illegible], und man hängt mit [illegible] an einem Blick. [illegible] Ernst hat seine [illegible] und [illegible]. Er ist [illegible] ausgeprägten, als er es [illegible]. Seine Stimme ist [illegible].“ Der [illegible] der [illegible] als erster [illegible] des [illegible] „[illegible]“ führte und Goethes [illegible] und [illegible] Testamentsvollstrecker [illegible], [illegible] nach der ersten Begegnung 1801: „Goethe [illegible] und [illegible], wie etwa ein [illegible] Kaufmann. Sein Auge ist scharf; er

¹) [illegible]

war recht artig und gesprächig." Den älteren Mann scheint C. E. v. Weltzien 1820 sehr unparteiisch zu zeichnen: „Sein Gesicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, die zweiundsiebzig Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders fand, als ich erwartete: nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerter Gemütsruhe der Zukunft entgegensehen. In diesem Ausdrucke mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein andrer von besiegter ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unstäten Wesen seines Blicks sich offenbart. Diesem Ganzen verleiht das graue Haar einen noch größeren Zauber." Ganz ähnlich scheint Goethe selbst über sein Aussehen gedacht zu haben, denn 1818 schreibt er in dem Aufsatze „Antik und modern": „Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehn und gesprochen, zu seinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken. Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer guter Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen!"

Digitized by Google

In den Tagebüchern des Grafen Platen finden wir eine Schilderung von 1821: „Er ist sehr groß, von starkem, aber garnicht ins Plumpe fallenden Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesichte sind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die Formen des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blitzend von Liebe und Gutmütigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend." Imponierend erschien er wohl den allermeisten Gästen. Platen fährt fort: „Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden", und der Theologe Stickel berichtet von seinem Besuche 1827: „Unwillkürlich verneigte ich mich so tief, wie sonst noch vor keinem Sterblichen; eine innere Gewalt beugte mich nieder."

Ebenso wie in Haltung und Auftreten, so war Goethe auch in der Kleidung das volle Gegenteil Friedrichs des Großen, von dessen verschabtem blauen Rock und buckliger Gestalt er einmal spricht. Zwar in jungen Jahren legte auch er wenig Wert auf seine Kleidung und namentlich fragte er nicht nach Mode oder Sitte und erregte dadurch in Frankfurt oft Anstoß. Wo alle andern in feierlichen Kleidern erschienen, war er nachlässig gekleidet, „er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche", schreibt der Maler Kraus 1775 von ihm; daß er im Hause der vermeintlichen Schwiegermutter Schönemann elegant und modisch auftreten sollte, um zu ihrem Vermögen, ihrer Geselligkeit und ihren Möbeln zu passen,

Digitized by Google

behagte ihm gar nicht; lieber ließ er sich von den Freunden Bär oder Hurone oder Westindier schelten. Am liebsten ging er in grauem Biberfrack mit lose geschlungenem braunseidenen Halstuch. Als er dann im Frühjahr 1775 mit den Grafen Stolberg seiner Braut und ihrer Mutter entfloh, trugen sie alle „Werther-Uniform", d. h. blauen Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederhose und Stulpenstiefel; namentlich die Stiefel waren ganz gegen die damalige Kleiderordnung, die in besserer Gesellschaft seidene Strümpfe und Schuhe vorschrieb. Auch nach Weimar kam er in dieser Kleidung und entzückte die „Miesels", d. h. die zum Kokettieren bereiten jungen Damen. Auf einer Silhouette von 1779 sehen wir ihn mit Haarbeutel, Spitzenkrause, eng anliegendem Rock, der bis zum Knie reicht, und hohen Stiefeln mit Sporen. Matthisson schildert ihn 1783 als „stattlichen Mann in goldverbrämtem blauen Reitkleid".

Goethe wechselte offenbar gern zwischen sehr schlichten und sehr feinen Anzügen. Die Freunde sahen ihn im Alter zuweilen in Hemdsärmeln sitzen, wenn der Tag heiß war, oder im Winter im dicken wollenen Wams behaglich an seinem geliebten breiten Ofen stehen. Er empfing auch wohl Fremde im weißen flanellenen Schlafrock, und wenn ihn in diesem Kostüm gerade ein Bruder Napoleons überraschte, brachte ihn das auch nicht in Verlegenheit. Aber in der Regel trat er Fremden doch in der Kleidung entgegen, die zu seinem Range paßte. Weltzien notiert 1820: „Ganz in Gala, schwarzer feiner Frack, worauf der große Stern des Falkenordens prangte, schwarze Pantalons nebst Stiefeln, eine weiße Weste und

Digitized by Google

sehr feine Manschetten, so daß ich nicht begreifen konnte, wie ein Mann in solchem Alter sich zu Hause solchen Zwang anthut." Gustav Carus erwähnt 1821: „blauen Zeugüberrock, kurzes, etwas gepudertes Haar". Der Pole Odyniec sah 1829 „einen dunkelbraunen, von oben herab zugeknöpften Überrock, auf dem Halse ein weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweis zusammengehalten wurde, keinen Kragen." In zwei verschiedenen Gestalten erschien er 1826 dem Dichter Grillparzer. Zuerst in einer großen Gesellschaft: „schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch." Ein paar Tage später gingen sie im Hausgarten auf und ab, und Goethe war viel gemütlicher und herzlicher. „Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater."

* * *

„Und schreien kann er wie 10000 Streiter," schreibt Felix Mendelssohn in der Übertreibung, die die Jugend liebt, „einen ungeheuren Klang der Stimme hat er."[1]) Alle Berichte sagen, daß Goethes Stimme ein sehr wohlklingender Baß gewesen sei, und daß er rezitierend oder deklamierend großen Eindruck machte. Uns Heutige würde es freilich sehr stören, daß der berühmte Dichter ebenso

[1]) Brief vom 10. November 1821, bei Biedermann IV, 151.

Digitized by Google

wie Schiller und fast alle Zeitgenossen seinen Heimatdialekt sein Leben lang beibehielt; eine Schulsprache gab es ja noch nicht und ebenso wenig hatte das Theater die Deutschen in dieser Hinsicht schon einiger machen können. So sprach Goethe „frankfortisch", und dem Berliner, der sich über das Berlinische seiner Landsleute nicht wunderte, fiel das natürlich auf. Auch dem Dr. Parthey der am 28. August 1827 mit dem jungen Goethe nahe der Thür eines Zimmers stand, in dem der Dichter die Fürstlichkeiten, die ihm zum Geburtstag gratulierten, empfing. Goethe trat plötzlich heraus und sagte eilig zu seinem Sohne im ächtesten Frankfurter Dialekte: „August, der König von Bayern will ä Glas Wasser habbe!"[1])

* * *

Wir haben schon bemerkt, daß Goethe im Umgang mit den Menschen sehr verschieden sein konnte; sein vorhin genannter junger Freund Felix Mendelssohn war von dieser wandelbaren und reichen Natur so betroffen, daß er meinte, man werde in Zukunft gar nicht an einen Goethe, sondern an eine Schar Goethiden glauben. Über seine Verkehrsformen gingen schon bei seinen Lebzeiten und selbst in Weimar die verschiedensten Gerüchte. Die einen erklärten ihn für stolz und patzig, steif und arrogant, und warnten die Neugierigen vor seinen „stummen Audienzen"; die andern wußten seine Liebenswürdigkeit nicht genug zu rühmen. Wir dürfen nicht erwarten,

[1]) Dr. G. Parthey, Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe.

Digitized by Google

daß ein berühmter Mann, wenn wir ihn bei einer geliebten Arbeit stören, und wenn uns vielleicht schon hundert lästige Menschen als Räuber seiner Zeit zuvorgekommen sind, uns noch mit natürlicher Herzensgüte empfängt und aufrichtige Freude über unsern Besuch wiederstrahlt. Wir dürfen auch nicht erwarten, daß sich uns der Fürst, dem wir uns als Fremde nahen, die etwas von ihm haben wollen, in seinem natürlichen Wesen zeigt. Goethe aber hat das nicht leichte Schicksal gehabt, sechzig Jahre einer der berühmtesten Europäer zu sein, den viele sehen und sprechen wollten, den Tausende aus Neugier oder Bewunderung oder zur Prahlerei belästigten. Er mußte wohl lernen, sich zu versteinern und einen Graben der Furcht um sich zu ziehen.

Gern aber entfloh er dieser eigenen hochgebauten Festung und lebte in den Thälern als Mensch unter Menschen. Gegen seinen böhmischen Freund Grüner klagte er, daß er in Weimar abstoßend sein müsse, weil sonst jeder etwas von ihm wolle. Deshalb verbrachte er gern ganze Monate im nahen Jena, wo er ungestört arbeiten konnte, oder in Bädern; deshalb reiste er auch gern unter fremdem Namen. Er hatte schon als Jüngling viel Lust zu Mummereien und hat oft in Verkleidungen seinen Scherz getrieben; später ward die Verkleidung eine Notwehr gegen seinen berühmten Namen und eine gelegentliche Absonderung von sich selbst, wie er sie in seiner Verehrung der Objektivität liebte. Am wohlsten fühlte er sich, wenn er unerkannt reisen und behaglich unter dem Volke sich bewegen konnte. Nach Italien fuhr er 1786 als der Kaufmann Philipp Möller aus Leipzig,

Digitized by Google

und schon aus Bayern schreibt er ganz vergnügt über seinen neuen Zustand an Frau v. Stein: „Da ich ohne Diener bin, bin ich mit der ganzen Welt Freund. Jeder Bettler weist mich zurechte und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten. Es ist mir eine rechte Lust.“ Dann machte es ihm Spaß, daß er einem alten Weibe für einen Kreuzer Birnen abkaufen und sie publice „wie ein anderer Schüler“ verzehren konnte. „Herder hat wohl recht, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.“ In Italien hielt er es ebenso. Er machte sich zum Italiener, trug die Kleidung der mittleren Bürger, gewöhnte sich ihre Geberden und Bewegungen an und lernte ihre Sprache so gut, daß er auf Märkten und Gassen unauffällig sich unter das Volk mischen, seine harmlose Fröhlichkeit, sein Leben und Lebenlassen teilen konnte. Jeden Tag genoß er es, daß er hier kein Geheimer Rat, sondern nur Mensch unter Menschen war, und oft hat er nachher diese zwei Jahre in Rom und Italien als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet. Es mag ein stillvergnügtes Treiben gewesen sein, als Filippo Miller, Georgio Zicci, Federico Bir und Tisben, d. h. Goethe, Schütz, Bury und Tischbein, bei dem Kutscher Collina und seiner Piera Giovanna wohnten, dem „redlichen alten Paar, die alles selbst machen und für uns wie die Kinder sorgen“.[1]) Wenn es ging, mischte er sich auch in Deutschland unter die kleinen Leute

[1]) Zitat aus einem Briefe Goethes an den Herzog; sonst s. Frankf. Ztg. 27. April 1900.

Digitized by Google

und lebte mit ihnen. Seine Winterreisen in den Harz waren auch Ausflüge aus der offiziellen Welt, und die Briefe, die er im Dezember 1777 aus Goslar an die geliebte Frau v. Stein schrieb, durchleuchtet seine Liebe zum schlichten Menschentum und gemütlichen Verkehr: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Eine reine Ruh und Sicherheit umgiebt mich." — „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. — — Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! . . . Ich trockne nun jetzt an meinen Sachen! Sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf." — — —

Diesen schlichten, gemütlichen Menschen, dem Frau v. Stein für die Reise Zwieback in Papier wickelte, der sie um dicke, warme Strümpfe bat, der in Italien oder im Harze mit armen Leuten fröhlich plauderte und lachte, ihn bekamen freilich die Fremden in Weimar nicht zu sehen. Für sie war er oft genug unzugänglich, selbst wenn sie die erste Mauer durchdrungen hatten und mit ihm auf seinem Sopha saßen. Er konnte ganz gründlich

Digitized by Google

schweigsam sein und sich auf hm, hm! so! so! und dergleichen Interjektionen beschränken, die nicht gut als goldene Offenbarungen des unvergleichlichen Genies zu verbreiten waren. Zuweilen, wenn er viele überflüssige Besuche erwarten mußte, brauchte er auch wohl die Kriegslist, unwohl zu sein und im Bette zu liegen, von wo aus er ja doch auch dem Schreiber diktieren oder mit Eckermann plaudern konnte. Oder er wies die Besucher einfach ab. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen," sagte er 1824 zum Kanzler v. Müller, „man bekommt doch immer andre, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden." Bewundernswert ist aber doch, daß er so viele, so unbedeutende Menschen annahm, und oft erscheint er uns merkwürdig gutmütig. Einmal meldete ihm, dem Achtzigjährigen, der Gärtner auf der Dornburg, drei Studenten seien draußen, aber Goethe mochte nicht gestört sein: „Ich weiß nicht, was die jungen Leute immer von mir wollen." Der Gärtner verriet durch seine traurige Miene, daß er den Studenten Hoffnung auf gute Aufnahme gemacht hatte. „Nun, wenn es Ihnen lieb ist, lassen Sie sie immer herein!" und er entzückte die Jünglinge so, daß sie nachher auf sein Wohl einige Flaschen Wein begeistert leerten.

Gegen Plagegeister, die ihm seine Pläne durchkreuzten und die Zeit verdarben, konnte er recht deutlich sein, selbst wenn es Damen waren. Freilich wurde er gerade von weiblicher Bewunderungssucht arg belästigt.

Digitized by Google

Der Maler v. Kügelgen hat in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes" eine drollige Geschichte erzählt. Es war in Dresden am 24. April 1813. Goethe trat bei seiner Mutter ein und bat sie, von ihrem Fenster aus den Einzug des russischen Kaisers und des preußischen Königs, ohne sie zu stören, ansehn zu dürfen. Frau v. Kügelgen, als innerlich vornehme Dame, verstand, daß er ungestört sein wolle, und so vermied sie es, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, während er mit Behagen am Fenster stand, nach seiner Art die Hände auf dem Rücken. Sie wußte, wie sehr ihn die schöngeistigen Damen sonst bedrängten, und schwieg deshalb. Da fing Goethe mit ihr und ihrem kleinen Knaben von selber freundlich zu plaudern an. Lassen wir diesen Knaben als alten Mann weiter erzählen!

„Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Thür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?" — „Goethe!" Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als sie auch schon, mich fast übersegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe! wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen!" Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Digitized by Google

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesichte verschwunden, und er sah düster und verstimmt aus wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau v. Kügelgen!“ Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, beteuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. — — Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe fort.“

Noch komischer ist, was die Frau Dutitre, eine Berliner Berühmtheit, manches Mal mit Stolz erzählte:[1])

„Ick hatte mir vorgenommen, den großen Goethe doch noch mal zu besuchen, und wie ick mal durch Weimar fuhr, ging ick nach seinem Garten und gab dem Gärtner einen harten Thaler, daß er mir in eine Laube verstechen und einen Wink geben sollte, wenn Goethe käme. Und wie er nun die Allee runter kam und der Gärtner mir gewunken hatte, da trat ich raus und sagte: „Angebeteter Mann!“

Da stand er stille, legte die Hände auf den Rücken, sah mir groß an und fragte: „Kennen Sie mir?“

---

[1]) Dr. G. Parthey, Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe.

Digitized by Google

Ich sagte: „Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht kennen!“ und fing an zu deklamieren:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt“.

Darauf machte er mir einen Bückling, drehte sich um und ging weiter. So hatte ich denn meinen Willen gehabt und den großen Goethe gesehn.“

Daß er auch für eine schlichte Frau, wenn sie zur rechten Zeit kam, Zeit und Freundlichkeit hatte, war der Gattin des Homerübersetzers, der braven Ernestine Voß, nicht zweifelhaft, als er sie 1814 bei seinem Aufenthalt in Heidelberg besuchte. Willig ließ er sich von ihr das ganze Hauswesen zeigen und besah auch pflichtschuldig den Gänsestall unter der Treppe. Schnell gewann er ihr ganzes Vertrauen.

„Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß, und so mögen Sie einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist.“

„Nun, so bringen Sie das Zeug her!“ rief Goethe.

„Mein Mann will einen Schlafrock davon haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das für nötiger, weil die Bücher durch den Staub zu Grunde gehen.“

„Ei was!“ erwiderte Goethe, „was zanken Sie sich darum! Teilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rockes nur ein Camelotjäckle und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.“

Digitized by Google

Viel ungnädiger wurde dagegen in diesen Tagen der Geheime Kirchenrat Schwarz bedient, der als Verfasser eines bekannten pädagogischen Werkes und als Würdenträger sich für berechtigt hielt, Goethes Gesetze zu durchbrechen. Goethe ging morgens ganz früh auf privaten Wegen zur Schloßruine, um den schönen Blick allein und ungestört zu genießen; als er eines Tages zu seinem geliebten Platze kam, saß dort Schwarz, und dieser redete ihn auch sogleich an: er preise sich glücklich, ihn zu sehen und ihn fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem „Wilhelm Meister" beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe sah ihn mit seinen großen Augen an: „Ja, das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja, ich habe den „Wilhelm Meister" für ein Erziehungs-Institut geschrieben und bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen."

Aufgeschwollene, affektierte, unwahre Menschen und solche, die nur aus Egoismus zu ihm kamen, behandelte Goethe kurz und grob; auf gedrechselte Reden, Komplimente, nichtssagende Phrasen antwortete er nicht. Sobald er aber etwas Echtes und Gutes in seinem Gegenüber spürte, sobald er fühlte: der Mann möchte dir etwas geben und hat etwas zu geben, zeigte er sogleich seine natürliche Güte. Dann nahm sein Hm hm! nun nun! ja ja! einen eigentümlich gutmütigen Klang an, dann wurde der Stumme zum lebhaften Redner, dann endete er: „Pflege um Zwei zu essen, würde mich freuen, wenn Sie unser Gast sein wollten." Holtei hat erzählt, wie er anfangs abblitzte: „Je geistreicher ich zu sein mir Mühe

Digitized by Google

gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben." Und nachher: „Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr." Sobald Goethe merkte, daß der Mann ihm gegenüber einen guten Kern hatte, daß er auf irgend einem Gebiete tüchtig beschlagen war, machte er schnell Freundschaft. So führte ihm der Jenaer Buchhändler Frommann einst einen jungen Osnabrücker Advokaten zu und wunderte sich, wie rasch die beiden in einen herzlichen Disput kamen; Goethe erkannte eben schnell die solide Tüchtigkeit des jungen Gastes, des späteren Bürgermeisters und Ministers Stüve, den diejenigen, die ihn kennen, zu den großen Männern des Jahrhunderts rechnen. Namentlich die Leute, die sich durch seine anfängliche Kälte oder Schärfe nicht verblüffen ließen, flößten ihm ein gutes Vorurteil ein, da sie wahrscheinlich mehr als fahrige Phrasenmenschen sind. So gefiel ihm der Husarenrittmeister Franz von Schwanenfeld. Als dieser Ende Juni 1813 nach Teplitz kam, konnte er kein anderes Zimmer mehr bekommen als ein halb unterirdisches im Gartenhause der Töpferschenke. Eines Morgens sieht er auf einer Bank vor seinem Fenster einen schönen alten Mann sitzen. Ein Diener bringt einen Krug mit Wasser und ein Buch; der Alte trinkt und überläßt sich seinen Gedanken. Mehrere Tage wiederholt sich das, bis es dem Husaren lästig wird, daß der Alte ihm das wenige Licht in seiner Stube noch halb wegnimmt. Der schöne Kopf mit den edlen Zügen reizt ihn auch. Er macht sein Fenster auf und ruft dem Alten einen „Guten Morgen"

Digitized by Google

zu. Ein ehrfurchtgebietender, streng verweisender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede des Schnauzbartes. Aber der ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. „Sind Sie Hypochonder?“ erscholl es abermals aus dem kleinen Fenster zu Füßen des Unbekannten, der aber wieder nicht antwortete. Der Husar schreit nochmals mit donnernder Stimme: „Sind Sie Hypochonder?“ Nun endlich entfuhr den Lippen des alten Herrn ein Wort, „Sonderbar!“ lautete es. — „Jawohl, sonderbar!“ rief der Rittmeister. „Sie sind krank und sitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, still und stumm. Da wollte ich lieber Tinte in Gesellschaft saufen und würde eher gesunden. Wissen Sie wohl, daß ich große Lust hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?“

Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten fast den Redenden. „Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht mir nur nicht so ungeheuer gefielen!“ Aber auch Goethen gefiel nun der offenherzige Soldat. Sie kamen ins Plaudern, spazierten bald im Garten zusammen und bald Arm in Arm, da der Rittmeister ein lahmes Bein hatte; sie sprachen auch von Schiller und Goethe und Karl August und dem Kriege, und da er immer noch nicht wußte, wen er vor sich hatte, erklärte der Husar sehr unbefangen, daß er für den Tasso schwärme, aber den Werther nicht möge. Der Alte nannte ihn seinen Doktor, weil er ihn von seiner Hypochondrie befreie. Er wolle am nächsten Tage einen Freund mitbringen, der auch gern von der Hypochondrie geheilt sein möchte. Das schien ein Forstmann oder Gutspächter zu

Digitized by Google

sein, und der brave Rittmeister bemühte sich nun, den beiden Alten recht viel lustige Lebensauffassung beizubringen — bis er nach einigen Tagen erfuhr, daß der eine Goethe, der andere Karl August war.

Einen ähnlichen Eindruck wie dieser Rittmeister machte in jungen Jahren der spätere russische General Klinger auf ihn, als er, der Landsmann Goethes und auch einer der „Stürmer und Dränger", ihn in Weimar aufsuchte. Klinger holte alsbald ein dickes Manuskript heraus und fing an es vorzulesen. Eine Weile hielt Goethe still, dann rief er aus: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen, steckte ruhig sein Manuskript in die Tasche und meinte: „Kurios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist!" Da hatte Goethe Respekt vor ihm und prophezeite ihm eine große Zukunft.[1])

Im allgemeinen teilte Goethe die Fremden in solche ein, die etwas von ihm begehrten, und solche, die vielmehr ihm eine Freude machen wollten. Das war teils Notwehr, teils der gesunde Egoismus, den er auch theoretisch vertrat. Zum Kanzler v. Müller sprach er 1830 diese Maxime aus, als es sich um das Beantworten von Briefen handelte: „Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nicht an; schreiben sie

[1]) Die kleinen Geschichten von S. 32 an sind W. v. Biedermanns Sammlung der Gespräche nacherzählt.

Digitized by Google

aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten .... Ihr jungen Leute wißt freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist."

Ehe man diesen Standpunkt allzu selbstsüchtig finde, bedenke man die Frage, die der eben genannte Friedrich v. Müller in seiner Gedächtnisrede 1832 aufwarf: „Wie hätte er aber auch, ohne sich selbst zu vernichten, all den unsäglichen, oft unsinnigen Anforderungen und Zumutungen genügen können, die so oft gleich einem Wogenschwall auf ihn eindrangen? Daß fast jeder deutsche Jüngling, der einige glückliche Verse oder vollends ein Trauerspiel geschaffen zu haben vermeinte, Rat oder Urteil von ihm begehrte, möchte noch für ganz natürlich gelten; daß aber auch seinem geistigen Kontakt wildfremde Personen sich oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufs, eine Kollekte, einen Hausbau zu stande zu bringen, zuversichtlich an ihn wendeten, könnte in der That höchst komisch erscheinen, wenn es nicht zugleich bewiese, wie unbeschränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja für einen Universalhelfer in geistigen und leiblichen Nöten ihn zu halten geneigt war."

Besonders mußte sich Goethe gegen Bittsteller verhärten, die für sich oder Andere etwas erbaten. Schon 1787 schrieb er an Kirms, der in der Leitung des Theaters seine rechte Hand war: „In meinem Leben habe ich so oft bemerkt, daß Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen, und wir mögen nachher sehn, wie wir sie los werden." Und aus

Digitized by Google

seinen letzten Lebensjahren erzählt sein Arzt Vogel: Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus," meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert." Wem aber Goethe trotz alledem zu hart und kalt erscheint, der möge lesen, was er 1809 zu Riemer äußerte: „Nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden; denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last." Goethe glich hierin seinem Vater, „der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete",[1]) und der Sohn stand auch in gleicher Gefahr wie der Vater, den er „nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen" sah. An Zelter aber schrieb unser Dichter, daß er doch der fremden Welt nicht ganz entraten könne, „denn wenn ich gleich meine Zugbrücken aufziehe und meine Fortifikationen immer weiter hinausschiebe, so muß man doch zuweilen auch wieder Kundschaft einziehen". Die Summe seiner Erfahrungen über den Umgang mit Menschen hat Goethe in zwei Ratschlägen gezogen, die er an Christiane und an junge Freunde richtete. Zu einem der letzteren sprach er 1809[2]): „Verschmäht nie, in euer Streben die Einwirkung von

[1]) Aus meinem Leben II. T. 6. Buch. — [2]) Zu Falk.

Digitized by Google

gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört, oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen." An Christiane aber schreibt er einmal[1]): „Was die Menschen betrifft, so thu ihnen nur so viel Gefälligkeiten als du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis . . . Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an dir und dem Kinde hängt Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinem Nächsten, das ist auf der Welt das beste."

[1]) Am 3. Oktober 1799.

Digitized by Google

III.

Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen.

Die Tadler von Goethes Umgangsformen wußten und wissen heute noch zu berichten, daß Goethe gegen Fürstlichkeiten zu devot, daß er ein Fürstenknecht gewesen sei. Es war vielen nicht recht, daß der Dichter des „revolutionären" Götz über fünfzig Jahre einem Fürsten diente und als Hofmann das höfische Zeremoniell getreulich mitmachte. Aber Goethe war nun einmal nicht umstürzlerisch oder auch nur demokratisch gesinnt, er war durchaus Monarchist, wenn auch nur Verstandes-Monarchist, und was seine eigene Ministerthätigkeit angeht, so konnte er mit Recht fragen: „Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten den Volkes seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns ..... Soll ich denn mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." Richtig

Digitized by Google

ist, daß Goethe sich durch die Vergünstigungen, die ihm seine Freundschaft mit Karl August, sein weltberühmter Name, sein allgemein bewundertes Genie boten, nicht dazu verführen ließ, sich über die herkömmlichen Formen hinwegzusetzen, daß er die unterthänigen Wendungen der Hofsprache gebrauchte, auch gegen Karl August, der ihn mit dem brüderlichen Du anredete. Goethe hielt sich auch sonst streng an den Kurialstil. „Hochwürdige, Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeborene und Hochedle", redet er im Juli 1800 die Landschafts-Deputation des Fürstentums Weimar an, und er fährt fort: „Höchst- und Hochzuverehrende, auch Hochgeehrteste Herren! Nachdem ich, Endesunterzeichneter, das freie Lehngut zu Oberroßla, welches durch Serenissimi besondere Gnade neuerlich in ein rechtes Erblehn verwandelt worden, sub hasta erstanden und damit beliehen worden . . ." Was Bettina v. Arnim über das sehr verschiedene Verhalten Goethes und Beethovens zu den in Teplitz versammelten Fürstlichkeiten (1812) schreibt, mag übertrieben sein, aber zuverlässig wissen wir, daß der Dichter über die „ganz ungebändigte Persönlichkeit" des Komponisten und daß Beethoven über die höfischen Formen Goethes erzürnt war. So läßt Bettina den Komponisten reden: „Könige und Fürsten können wohl Titel und Orden verleihen, aber große Männer können sie nicht machen, und damit muß man sie in Respekt halten. Wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unsereinem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern der ganzen kaiserlichen Familie, und Goethe machte sich von meinem Arm los, um sich an die Seite zu stellen.

Digitized by Google

Ich drückte meinen Hut auf den Kopf und ging mit untergeschlagenen Armen durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog von Weimar hat vor mir den Hut gezogen und die Kaiserin mich zuerst gegrüßt. Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeidefilieren, der mit abgezogenem Hut gebückt zur Seite stand. Ich habe ihm nachher schön den Kopf gewaschen."

Einst that Goethe dem bekannten Maler von Kügelgen in Dresden den Schmerz an, ihn in einem Briefe „hochwohlgeborener Herr" anzureden, und Zelter machte ihn auf die unerwünschte Wirkung seiner Förmlichkeit aufmerksam. „Mit Kügelgen geht es mir recht wunderlich," erwiderte Goethe,[1]) „Ich dachte ihm das Freundlichste zu sagen . . und nun stößt sich der gute Mann an ein äußeres Höflichkeitszeichen, das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt. Man hat mir einen gewissen Leichtsinn in diesen Dingen oft übel genommen, und jetzt betrübe ich gute Menschen durch die Förmlichkeit. Legen Sie ja, mein lieber Freund, keinen alten Fehler ab, Sie fallen entweder in einen neuen, oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler."

Aus solchen Äußerlichkeiten darf man nicht auf eine unfreie Gesinnung schließen. Goethe hat sicherlich seinem Fürsten und Freunde sehr oft scharf und deutlich die Wahrheit gesagt, auch wenn er ihn nicht öffentlich abkanzelte. In seinen Tagebüchern finden wir Andeutungen davon. „Mit dem Herzog gegessen," heißt es am

[1]) Am 21. Februar 1811.

Digitized by Google

19. Januar 1782, „sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen." Und ein andermal: „Conseil. Der Herzog zu viel gesprochen. Mit dem Herzog gegessen. Nach Tische einige Erklärungen über zu viel reden fallen lassen, sich vergeben, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten. Auch über die militärischen Makaronis (d. h. Liebhabereien)." Eben so offen war Goethe in Briefen und Gedichten an den Herzog. 1786 schreibt er: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie Sich mäßig und ziehen Sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben." Namentlich kämpfte er gegen die Lust des Herzogs an Krieg und Soldaten, die so sehr ein Hemmnis für die Besserung der Staatsfinanzen und Vermehrung des Volkswohlstandes waren. „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguiert mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und Einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ist es, als wenn ich mit ihnen träumte. Ich habe auf dieses Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr." Ebenso trat er dem jagdlustigen Herrn entgegen, wenn die Felder der kleinen Leute unter solcher Liebhaberei litten. Und wenn es sich um Theatersachen handelte, ärgerte sich der Herzog oft genug über seines Untergebenen „Tyrannei" und „Herrschsucht".[1])

1) Vgl. Otto Jahn, Goethes Briefe an Voigt.

Digitized by Google

Auch sonst sind einige Beispiele dafür, daß er nicht nachgab, wo er sich im Rechte fühlte, bekannt geworden, obwohl natürlich Goethe sich nicht selber mit seinem „Mannesmut vor Königsthronen" gegen andere brüstete.

Einmal wollte Karl August einen andern Orientalisten an die Universität Jena berufen, als Goethe für gut hielt, und suchte seinen Minister zu bereden. Dieser lehnte aber scharf ab, denn die Universität war sein Gebiet, das verstand er besser. Da rief der Herzog: „Du bist ein närrischer Kerl! Du kannst keinen Widerspruch vertragen." — „O ja, mein Fürst, aber er muß verständig sein."[1])

Eine ähnliche Scene erzählt der allerdings zu Übertreibungen neigende Architekt Zahn, der 1827 in Goethes kunstliebendem Hause antike Wandgemälde aus Pompeji vorwies. „Plötzlich erklangen hinter uns straffe Schritte, und als ich mich wandte, erblickte ich einen untersetzten Mann in Feldmütze und kurzem grünsammetnen Jagdrocke mit goldenen Schnüren besetzt. Es war der Großherzog. Er war durch den Garten gekommen und durch die Hinterthür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den Worten: „Kommen recht zum Gastmahl, königliche Hoheit!" Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo es irgend anging, beständig paffte; aber jetzt ließ er sie ausgehen, denn Goethe verabscheute den Tabak. — — — Der Großherzog lud mich für den folgenden Tag zum Essen, doch Goethe erklärte statt meiner: „Nein, mittags gehört Zahn mir!" Und Karl August widersprach nicht."

[1]) Falk 1797.

Digitized by Google

Als Goethe in Jena ein Stück der alten Stadtmauer fortreißen ließ, um gegen die Feuchtigkeit der Bibliothek das Nötige zu thun, schickte die Stadtverwaltung an den Herzog eine Deputation mit der unterthänigen Bitte, daß es doch seiner Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort diesem Beginnen ein Ende zu setzen. „Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten," erwiderte der Herzog. „Er weiß schon, was er zu thun hat, und muß sehen, wie er zurechtkommt. — Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!"[1])

Eckermann erzählt noch ein Geschichtchen, das hierher gehört. Er begleitete im September 1827 seinen Meister auf die Höhe des Ettersberges und Goethe blickte nach Westen, wo man über Erfurt hinaus das hochliegende Schloß Gotha entdecken konnte. Und sie sprachen darüber, warum er jetzt keine Verbindung mehr dahin habe. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben," erzählte Goethe. „Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Theetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: „Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?" Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben mir es später nie vergessen."

---

[1]) Eckermann, 15. März 1830.

Digitized by Google

Und der Alte fuhr fort: „Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur dahinter steckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir so wohl in meiner Haut, und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich!“

Hatte er „vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher nie viel Respekt,“ so mochte er doch das Feine und Gute am aristokratischen Wesen gern genießen. Gegen Boisserée rühmte er 1815, „was die Verhältnisse zu Fürsten teuer und wert macht,“ das sei: „das Beständige darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden.“ Und noch in seinem Todesjahre sprach er zu Eckermann einmal davon, wie sympathisch ihm ein echter Aristokrat sei, ein Mann wie Karl v. Spiegel, von dem gerade die Rede war. „Seine Abkunft kann er ebensowenig verleugnen, als jemand einen höheren Geist verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Inkognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind.“

* * *

Digitized by Google

Diese aristokratischen Neigungen hinderten ihn nicht, so freundlich gegen Niedrigstehende zu sein, wie er es ohne Gefahr sein durfte. Von seinen Inkognito-Reisen war schon die Rede, so bleibt namentlich sein Verhältnis zu Untergebenen und Dienern zu prüfen. Er war sich stets bewußt, daß sie an ihrem Platze ebenso nötig sind und ebenso vollkommen sein können, wie er an dem seinen. „So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Orte, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt." So sagte er 1810 zu Riemer, und „wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, zieht ihn der ärmste Hallore heraus." Und „es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein: das Menschliche muß man immer ausbaden."[1]) Den ihm unterstellten Beamten gönnte er ziemlichen Ellbogenraum. „Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei; es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht."[2]) Er wurde als junger Minister ein Vorbild des Fleißes und der Uneigennützigkeit, „das weimarische Faktotum" nach Herders und „das Rückgrat der Dinge" nach Knebels Ausdruck; so riß er die andern mit. „Wenn Sie es nicht machen wollen, so mache ich es selber," war ein Trumpf, den er gegen Untergebene gern ausspielte. „Und sie wußten, daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu thun," fügte er selber hinzu, als er von

---

[1]) Maximen und Reflexionen. — [2]) Zu Kanzler v. Müller 1827.

Digitized by Google

dem Schauspieler Becker erzählte, dem eine Rolle zu unbedeutend für seine hohe Persönlichkeit erschien.[1]) Als sein Diener Stadelmann immer noch keine Wischtücher zum Abstauben der Kunstmappen besorgt hatte, da schalt er: „Ich erinnere dich heute zum letztenmale! Gehst du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, so gehe ich morgen selbst, und du sollst sehn, daß ich Wort halte.“ Aus solchem Schelten hörte man schon heraus, daß Goethe es gut meinte. Er machte sich viele Gedanken um das gute Fortkommen seiner Diener und Untergebenen. Für den Bibliotheksdiener erbat er 1805 vom Herzog sogar die Erlaubnis, sich von den Personen, die die Bibliothek benützten, ein Neujahrs-Trinkgeld erbitten zu dürfen, denn „zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch diese billig hinzukommen,“ und die Finanzen des Ländchens mögen in jenen Kriegszeiten ihre Verwalter nicht zu Stolz und Freigebigkeit gestimmt haben. Bei seinen eigenen Dienern wünschte er, daß sie das Rasieren, die Gartenarbeit oder dergleichen Leistungen lernten, deren er zwar nicht bedurfte, die ihnen aber später von Nutzen sein und sie jetzt schon vor Müßiggang bewahren konnten.[2]) Als er nach Karl Augusts Tode auf der Dornburg an sein eigenes Ende viel dachte, da fragte er sich auch, was aus seinen Bedienten dann werde, und er sprach darüber mit dem Gärtner und dem Barbier, den er reichlich belohnte. Ebenda war es, daß sein Sekretär John und sein Diener Friedrich Krause mit

---

[1]) Zu Eckermann, 26. Februar 1826. — [2]) Vgl. Stells Berichte vom Juli 1823 in Biedermanns Sammlung.

Digitized by Google

dem Gärtner sich einen fröhlichen Nachmittag machten, wobei ihnen der Dornburger Wein so sehr zu Kopfe stieg, daß sie nach der Heimkehr sogleich in schweren Schlummer sanken. Goethe rief ein paarmal vergebens nach ihnen, als sie zu ihren gewohnten Diensten nicht kamen. Am andern Morgen erschraken sie sehr, als sie ihre Pflichtvergessenheit bemerkten. Ganz besonders war Friedrich erschrocken; er wollte sich gar nicht beruhigen lassen. Als ihn bald darauf Goethe rief und den Kaffee zu bringen befahl, wurde er totenbleich und wankte mit schlotternden Gliedern die Treppe hinauf. „Neugierig, was Goethe wohl sagen werde, schlich ich mich hinter dem Bedienten her" — so erzählt Skell — „und blieb horchend an der Thür stehen. Als der Bediente eingetreten war, sagte Goethe: „Na, na, Friedrich! du zitterst ja wie ein armer Sünder. Setze nur das Kaffeebrett ab, sonst lässest du es noch fallen. Nicht wahr, du glaubst, ich werde dich recht auszanken? Das thue ich nicht; du hast ja deine Strafe wohl so schon bekommen? Wie sieht es denn heute hier aus?" fuhr er fort, sich mit dem Zeigefinger über die Stirn streichend. „Setz nur ab und gehe! Es ist abgemacht!" — Hoch erfreut, mit diesem kleinen Verweise davongekommen zu sein, verließ der Bediente das Zimmer.

An Schärfe fehlte es Goethen gegen seine Diener freilich auch nicht, wenn er mit der Geduld schließlich nicht zum Ziele kam. Und wenn er jemand entließ, so nahm er es ernst mit der Polizei-Verordnung, die es den Herrschaften zur Pflicht macht, die Dienstboten „nicht bloß mit allgemeinen und unbedeutenden Atteſten zu

Digitized by Google

entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen." Als er im März 1811 eine Köchin wegschickte, die er als „eine der boshaftesten und inkorrigibelsten Personen" befunden hatte, schrieb er ihr folgendes aufrichtiges Zeugnis:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Thüren horcht."

Charlotte Hoyer hatte keine Ahnung, welchen Preis ihr von Goethe gezeichnetes Charakterbild als Autogramm später haben würde, und riß es auf der Treppe in hundert Stücke. Goethe schickte die Beweise dieser neuen Frechheit der Polizei zu, deren „einsichtsvollem Ermessen" er „die Ahndung einer solchen Verwegenheit" anheimgab.[1])

Aber auch von einer wackeren Köchin wissen wir, wie sie zu Goethe als ihrem zeitweiligen Herrn stand. Henriette Hunger war seit 1817 bei dem Verleger Frommann in Jena in Stellung, ihre Erinnerungen erzählt sie am besten in eigener Sprech- und Schreibweise[2]):

---

[1]) Brief an Herzogl. S. W. Polizei-Kollegium. Weim. Ausg. IV 22, 71. — [2]) Brief an Karl Storch.

Digitized by Google

„Göhte war ein treuer Freund zu Frommanns. Alle Morgen 11 Uhr fuhr Göhte vor Und machten Seinen Morgenbesuch. Wobei ich auch das Unglück hatte, Göhte mit Eine Butte Wasser zu überschitten. Göhte wollte mich die Thür halten aus Bescheidenheit und ich ebenfalls, ich versah das Tembo und war in fallen und Göhte wolte mich halten und bekam die Wasserbutte auf den Halz, ich zum Tode Erschrocken. Madam und Fräulein Frommann Kamen mit Tüchern und beseitigten das nasse Element. Göhte fuhr nach Haus um sich umzukleiden. Deßhalb gab es keine Feindschaft. Den andern Morgen war Göhte wieder da und lachte. Göhte war nachdem in den botanischen Garten gezogen wolte aber nicht lange mehr in Jena bleiben, weil Ihn das Essen aus den Speisehäusern nicht Schmeckte. Frommanns wolten Göhte gerne für sich und Jena Erhalten, der Grund war das Essen wie anfangen, die Madam Fromman Eine sehr kluge Dame sann hin und hehr. Endlich kam sie auf Ihre Köchin, das war ich. Sie ließ mich in Ihr Zimmer kommen und sagte, ich habe ein großes anliegen an Dich was G. betrift und Du die Hauptperson bist (Du die Hauptperson? dachte ich) willst Du für G. Kochen den Mittagstisch übernehmen Meine Speisekammer Steht Dir Ofen, thue Es, ich werde Dirs niemals vergessen, nach langes Zureden gab ich mein Wort. An Göhte geschriben das Ihre Köchin für Ihn den Mittags Tisch übernehmen wolte, mit Freuden Nehme ich dis An — war die Rückantwort. So kochte ich ein halbes Jahr für den Großen Mann zu danke. Göhte nahm sich gegen mich nicht als wäre ich Köchin sondern als wäre ich mehr,

Digitized by Google

wenn ich mit meinen Zettel kam, lag schon was Schönes da, anzusehn für mich, kurz ich kam mich vor als gehörte ich der gelehrten Welt mit an." — —

Als Eckermann noch neu in Weimar war, traf er einmal beim Spazierengehen einen bejahrten, wohlhabenden Bürger. Sie hatten nicht viel Worte gewechselt, als das Gespräch auf Goethe kam und Eckermann den Bürger fragte, ob er Goethen auch persönlich kenne. „Ob ich ihn kenne!" antwortete er mit einigem Behagen, „ich bin gegen zwanzig Jahre sein Kammerdiener gewesen". Und nun ergoß er sich in Lobsprüchen über seinen frühern Herrn. Dieser selbe Philipp Seidel, der es später zum Rentamtmann brachte, hatte sich seines verehrten Herrn Gewohnheiten und Aussprüche so angeeignet, daß man ihn allgemein „Goethes vidimierte Kopie" nannte. Wir wissen aber auch,[1]) daß Goethe allein mit diesem Diener in seinem Gartenhause den Abend verbrachte und mit ihm in der gleichen engen Kammer schlief. „Mit meinem Philipp von seiner und meiner Welt geschwätzt," heißt es in einem Briefe Goethes, Philipp aber berichtete an einen Frankfurter Freund,[2]) wie weit diese Gespräche gingen. „Stell dir die erschreckliche Wendung vor: von Liebesgeschichten auf die Insel Korsika, und auf dieser blieben wir in dem größten und hitzigsten Handgemenge bis morgens gegen viere. Die Frage, über die mit so viel Heftigkeit als Gelehrsamkeit gestritten wurde,

---

[1]) Aus einem Briefe an Gräfin Auguste v. Stolberg im Mai 1776. — [2]) An J. A. Wolf, 23. November 1775, vgl. Grenzboten vom 6. März 1874.

Digitized by Google

war diese: ob ein Volk nicht glücklicher sei, wenn's frei ist, als wenn's unter dem Befehl eines souveränen Herrn steht. Denn ich sagte: die Korsen sind wirklich unglücklich. Er sagte: nein, es ist ein Glück für sie und ihre Nachkommen; sie werden nur verfeinert, entwildert, lernen Künste und Wissenschaften, statt sie zuvor roh und wild waren. Herr! — sagte ich — ich hätt' den Teufel von seinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Kosten meiner Freiheit, die eigentlich unser Glück macht."

Dieser Diener war zugleich auch Schreiber, und so kannte er Goethes Werke, die damals entstanden, gut, glaubte wohl auch, das Seine dazu gethan zu haben. Als Goethe nun in Italien war, besorgte er daheim seine Aufträge, und so bekam er auch die letzte Redaktion der „Iphigenie". Sie gefiel ihm gar nicht, und er schrieb das seinem Herrn. Dieser mag wohl über die scharfe Kritik seines um sechs Jahre jüngeren Dieners gelächelt haben, aber er antwortete menschlich-bescheiden: „Was du von meiner Iphigenie sagst, ist im gewissen Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerkes willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittleren gewannen. Du hast zwei Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen und du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat." Seidel blieb dabei, daß die alte, prosaische Form die bessere gewesen sei, wie auch die „Claudine von Villabella" durch die Jamben nicht gewonnen habe. Goethe

Digitized by Google

antwortete wieder geduldig: „Du sollst auch eine Iphigenie in Prosa haben, wenn sie dir Freude macht. Der Künstler kann nur arbeiten. Beifall läßt sich, wie Gegenliebe, nur wünschen, nicht erzwingen.“[1])

Noch in der Nacht vor seinem Tode zeigte sich Goethes gutes Herz gegen seine Diener. Er sah, daß der Mann, der immer in seiner Nähe sein mußte, sehr müde war. Da ließ er ihn in seinem eigenen Bette schlafen, während er im Lehnstuhl, wo er leichter Atem bekommen konnte, daneben saß; der Kopist mußte aufpassen, daß er nicht beim Einschlafen vornüber fiel. — —

* * *

Zu den ihm Unterstellten gehörten auch die Schauspieler, und dieses Völkchen war zu allen Zeiten schwer zu regieren. „Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben,“ schrieb ihm Schiller einmal,[2]) „denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten, es giebt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“

Goethes Grundsatz im Theater war: keine Günstlinge haben, die Gunst verteilen, damit niemand allzu nahe tritt. Und weiter: genau auf die Paragraphen der Hausgesetze halten. „Bei Schauspielern muß man in der Ordnung streng am Buchstaben halten, sie sind Meister in Ausflüchten,“ schrieb er 1798 an Kirms. Aber als jemand einmal bemerkte, es möge wohl schwer sein, ein Theater in gehöriger Ordnung zu halten, sprach er die

---

[1]) Briefe Goethes vom Mai und Oktober 1787. — [2]) 28. April 1801.

Digitized by Google

Worte, die sich jeder Regierende ins Album schreiben sollte: „Sehr viel ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehn der Person gilt.“[1]) Gegen ältere Schauspieler gab er seiner Unzufriedenheit nie strenge Worte, sein Tadel war nicht verletzend. Z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein“.[2])

Widerspruch nahm er auch hier gut auf, wo er berechtigt war. Bei einer Theaterprobe las der sonst fleißige Schauspieler Unzelmann seine Worte aus der Rolle ab. Sogleich ertönte Goethes mächtige Baßstimme aus seiner Loge hinter dem Parterre: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man seine Aufgaben abliest.“ Unzelmann entschuldigte sich, seine Frau liege seit mehreren Tagen krank danieder, deshalb hätte er nicht zum Lernen kommen können. „Ei was!“ rief Goethe, „der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet.“ Unzelmann trat bis ins Proszenium vor und sagte: „Euer Exzellenz haben vollkommen recht, der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebenso gut wie der Staatsmann und der Dichter der Nachtruhe bedarf, ebenso gut bedarf ihrer der arme Schauspieler, der öfter Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Euer Exzellenz wissen, daß ich stets meiner

---

[1]) Zu Eckermann 22. März 1825. — [2]) Nach Ed. Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers.

Digitized by Google

Pflicht nachkomme, aber in solchem Falle bin ich wohl zu entschuldigen."

Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen, und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!"

Als der Kanzler v. Müller ein halbes Jahr nach Goethes Tode vor der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften eine Vorlesung über seinen großen Freund hielt, betonte er auch Goethes gutes Verhältnis zu seinen Schauspielern. „Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen, als unter seinen dramatischen Jüngern; streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das kleinste wie das größte beachtend, und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe, Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben, und schon bei Nennung ihrer Namen sich leuchtenden Blickes gleichsam verjüngen, wenn man ein

Digitized by Google

vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen vermochten."

Voilà un homme! sagte Napoleon, als Goethe in Erfurt von ihm ging. Und diesen Eindruck hatten alle, die ihm auf den Grund sahen: ein menschlicher Mensch, ein männlicher Mann!

Digitized by Google

IV.

Die Mahlzeiten und der Wein.

Wir kehren zurück zu Goethes Besuchern aus der Fremde, denken uns an ihre Stelle und malen uns aus, wir hätten dem Gefürchteten gut genug gefallen, um eine Einladung zum Mittagessen zu erhalten. „Wie war's?“ werden wir noch nach vielen Jahren gefragt. Da antworten wir vielleicht wie Jenny v. Gustedt, als sie 1885 sich in Goethes letzte Lebensjahre zurückversetzte. „Man aß nach damaliger Zeit gut, nach jetziger einfach.“ Sie erzählt weiter. „Erst in den letzten Jahren hatte er einen Koch, vorher Haushälterinnen, mit denen er die Wirtschaft führte ohne Ottiliens — seiner Schwiegertochter — Hilfe. Er hatte kein Vertrauen in ihre wirtschaftlichen Talente und sagte wohl scherzend: Ich hatte mir so eine kochverständige Tochter gewünscht, und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus!“[1])

[1]) L. v. Kretschmann, Aus Goethes Freundeskreise.

Digitized by Google

Es war das allgemeine Zeugnis seiner Gäste, daß er eine recht gute Tafel führe; einige erzählen, daß sie bei ihm neue Speisen vorgesetzt bekamen, mit denen sie noch nicht umzugehen wußten: z. B. Kaviar oder Artischocken; andere bewundern seine Geschicklichkeit im Zerlegen des Bratens oder Geflügels oder seine allgemeine Kochverständigkeit oder auch seinen vortrefflichen Appetit. „Auf den Küchenzettel, den er gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen besonderen Einfluß," berichtet der Maler Ernst Förster 1821. „Es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes Stuffato), dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte: wegen der Damen, eine Mehlspeise (Karlsbader Strudl). Er selbst zog der süßen Speise ein Stück englischen oder Schweizer Käse vor."

„Es war ungemein splendid: Gänseleberpastete, Hasen und dergleichen Gerichte," bezeugt schon 1809 der Sprachforscher Wilhelm Grimm, und ebenso wunderte sich 1828 sein hessischer Landsmann, der Baumeister Johann Heinrich Wolff, über die vielen guten Gerichte und über Goethes Leistungsfähigkeit im Essen und Trinken.[1]) „Unter anderem verzehrte er eine ungeheuere Portion Gänsebraten und trank eine ganze Flasche Rotwein dazu." Im selben Jahre imponierte er auf der Dornburg einigen Studenten, als er ihnen den Salat eigenhändig zube-

[1]) Frankf. Ztg. 6. Juli 1899.

Digitized by Google

reitete und dabei versicherte, er habe selber einen neuen Salat aus eingemachten Gurken erfunden.

Wenn Gäste da waren, war man gewöhnlich lange zu Tisch; dann wurde Kaffee getrunken, und man blieb herumstehend, sitzend, gehend oft noch bis sechs Uhr beisammen. Gegen zwei Uhr hatte man sich vereinigt. Alle Besucher rühmten noch über die guten Speisen die sehr angenehme Unterhaltung; sie empfanden es als ehrende Liebenswürdigkeit, wie Goethe auch um ihr geistiges Genießen bei der Tafel und nach der Tafel besorgt war. „Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende, Goethe leitete sie meisterhaft," ist das Zeugnis Zahns (1827), und Ernst Förster berichtet von 1825: „Es schien bei ihm Bedürfnis, dem Besuchenden entweder eine Freude zu machen, oder einen, wo möglich sichtbaren Stoff der Unterhaltung zu bieten"; in seinem Falle hatte Goethe eine Anzahl sehr kunstreicher Papier-Schattenbilder von der Hand der Adele Schopenhauer bereit gelegt und ging sie einzeln unter Beachtung jeder Kleinigkeit mit ihm durch. Ähnlich erzählt die Malerin Luise Seidler schon von 1810, wo Frau Christiane und ihre Gesellschafterin, Frl. Ulrich, noch fröhlich das Leben genossen. „Beim Mittagsessen war Goethe mit Riemer, Meyer und anderen Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, sehr heiter. Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren; das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen, „die lustigen Weiber von Weimar", wie

Digitized by Google

Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. . . Die Herren — denn nur sehr selten wurden Damen zu Tisch geladen — blieben sitzen; auch ich hatte ein für allemal die Erlaubnis zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgend einen bestimmten Gegenstand, an welchem er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte, z. B. einen bronzenen Moses von Michel Angelo. . . Unter diesen interessanten Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr. Der Dichter hatte damals eine geschlossene Parterreloge unterhalb der herrschaftlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentiert, auch der Burgunder fehlte nicht."

Von einer anmutigen Tafelsitte berichtet Ernst Förster (1825): „Das Gespräch wurde auf eine überraschende Weise unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig; man räusperte sich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierstimmiger Gesang wurde angestimmt. Es gehörte die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen, zu Goethes besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten, und so folgte auch heute nach jedem Gange ein Gesang . . Nach dem Dessert setzte sich Hummel ans Instrument und gab dem kleinen Feste mit einer heitern und reichen Phantasie einen glänzenden Schluß."

Aber wir dürfen uns durch solche Schilderungen nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß in Goethes Leben die Tafelfreuden eine überaus große Rolle gespielt hätten; er entbehrte sie ebenso leicht, wie er sie gern genoß. Zu Mittag aß er stark, weil es fast die letzte

Digitized by Google

Mahlzeit des langen Tages war. Denn Kaffee, auf den er von jungen Jahren an viel gescholten, bot er wohl den Gästen an, trank ihn aber nicht mit. Nur als Greis trank er frühmorgens Milchkaffee, in früheren Zeiten hatte er Wassersuppe oder Chokolade vorgezogen. Abends hatte er eine dem englischen Fünf-Uhr-Thee entsprechende Mahlzeit, er nahm dann Wein und ein Franzbrot zu sich. Das war sein Abschluß; in späterer Stunde ließ er wohl für Riemer, Eckermann, oder wer sonst da war, decken, „er saß dabei, schenkte ein, putzte die Lichter und plauderte, rührte aber keinen Bissen an.“[1]) Felix Mendelssohn hebt es 1821 als eine Merkwürdigkeit hervor, daß Goethe mit ihm zu Abend aß.

Wenn Goethe allein war, da war von vielen Gängen keine Rede. Im Gartenhause aß er, was Frau v. Stein gerade geschickt hatte, oder ließ sich von seinem Diener einen Eierkuchen backen; manchmal, wenn nichts da war, ging er auch hungrig zu Bett. Später hat er namentlich in seiner jenaischen Zuflucht erbärmliche Kost oft Wochen lang ausgehalten. „Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Zervelatwurst und roten Wein gelebt;“ solche Klagen bekam Christiane von Jena aus oft zu hören. „Ich bitte Dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentage etwas gutes Gebratenes, einen Schöpsenbraten, Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten, was es wolle, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen, und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben, was

[1]) Eckermann 18. Januar 1825.

Digitized by Google

sich nicht vom Schweine herschreibt.“ Seine Aufwärterin, die Schloßkastellanin Trabitius, konnte wohl auch einen Eierkuchen bereiten, aber bei dem Salat dazu fehlte schon ein brauchbares Öl; das war in ganz Jena nicht zu haben. Es mutet uns fast komisch an, wie knapp damals manche gute Speise war, wie kleine Geschenke an Fleisch, Gemüse und Obst zwischen Jena und Weimar, zwischen Goethes, Schillers, Knebels und anderen ausgetauscht wurden, wie sich in früherer Zeit das berühmte Liebespaar Goethe und Charlotte v. Stein mit Küchengütern beschenkte, wie Goethe sogar die Herzogin von Weimar aus Italien mit Kaffeebohnen bedachte. Und als nachher die große Gastfreundschaft sich in Goethes Hause entfaltete, da mußte mancher Brief nach Hamburg, Bremen und Frankfurt gesandt werden, damit es an guten Gerichten nicht fehle: von Bremen kam der französische Wein, von Frankfurt der deutsche Wein und feines Gebäck, von Hamburg Schinken und Fische, und Freund Zelter schickte jedes Jahr aus Berlin Teltower Rübchen. Was er am liebsten aß, ist zum Teil schon gesagt: Wildpret, Geflügel, z. B. kaltes Rebhuhn zum Zehn-Uhr-Frühstück, von Fischen die Ilmforelle, von Gemüsen Blumenkohl und Spargel. In seinen Bittschreiben an Christiane verriet er auch Appetit auf „recht gute französische Bouillon,“ auf „Kalbsfüße und Gelée, die nicht gar zu sauer wäre,“ auf Froschkeulen, auf Schokolade, bei der er aber zu andern Zeiten befürchtet, daß die Fabrikanten allerlei Dunkles zusammen mischen. Aus Torten und süßem Gebäck machte er sich nichts, dagegen war er ein großer Freund von Obst. Als sein

Digitized by Google

August 1808 in Heidelberg studierte, beglückwünschte er ihn zu den Genüssen der Obst- und Traubenhügel, und als er selber nach Italien zog, freute er sich nicht wenig über das bessere Obst. „Mein eigentliches Wohlleben ist in Früchten," schreibt er aus Oberitalien an Charlotte v. Stein, „Feigen esse ich den ganzen Tag, du kannst denken, daß die Birnen hier gut sein müssen, wo schon Zitronen wachsen." Und in Rom war sein Abendbrot oft ein Pfund Trauben, das er auf der Straße aß.

* * *

Wie hielt er es mit dem Wein? Das ist in den letzten Jahren eine umstrittene Frage geworden, da die Enthaltsamkeitsprediger ihn als einen der ihrigen in Beschlag nehmen wollten. Bis dahin galt er allgemein für einen sehr leistungsfähigen und leistungsfreudigen Zecher. Berichte wie die von Holtei und Wilhelm Grimm: „Der Alte sprach viel und trank nicht wenig" (1827) und „er trank fleißig, besser noch die Frau" (1809) waren schließlich zu Übertreibungen und Märchen ausgewachsen. Die Wahrheit ist, daß sich auch dem Weine gegenüber Goethes Geist als reich und weit bewährt: er erwog ernstlich, was für die Entsagung spricht, und fühlte ebenso gut, was den Genuß empfiehlt. Bald überwog die eine, bald die andere Stimmung, aber nie wurde er zum Asketen und nie zum Trinker.

Man thut hier übrigens gut, den jüngeren und den älteren Goethe zu unterscheiden, und zwar steckte im jungen Manne mehr Anlage zum Mäßigkeitsmann, als

Digitized by Google

ſpäter zur Entwickelung gelangte. Als Student unterſchied er ſich weſentlich von dem damaligen oder heutigen Verbindungsſtudenten; er war kein Mucker und kein Streber, manchen Tag vertrödelte er mit Allotriis, er trank auch täglich Bier oder Wein, aber wenn ihm in Leipzig ein Merſeburger Bier oder in Straßburg ein roter Wein[1]) ſchlecht bekam, ſo bemerkte er es auch und gab ſie auf, und niemals trieb er mit dem Getränk und dem Kommerſieren einen Kultus. Die Kneipſcene im „Fauſt", die in der erſten Faſſung noch derber lautete, zeigt uns, wie er ſchon als junger Mann das Völkchen beurteilte, von denen Mephiſto ſagt: „Merks! den Teufel vermuten die Kerls nie, ſo nah er ihnen immer iſt." „Du Maſtſchwein!" läßt er Fauſt zu Siebel in jener erſten Faſſung ſagen. Als ihn in Frankfurt 1775 die jungen Grafen Stolberg beſuchten und bei Tiſche in den poetiſchen Tyrannenhaß ausbrachen, der damals Mode war, holte ‚Frau Aja' ihre beſten Weine aus dem Keller: „Hier iſt das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe!" Begeiſtert griff Goethe das Wort ſeiner Mutter auf. „Ja wohl Tyrannenblut!" rief er aus, „keinen größeren Tyrannen giebt es als den, deſſen Herzblut man euch vorſetzt. Labt euch daran, aber mäßig! Denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeſchmack und Geiſt unterjoche. Der Weinſtock iſt der Univerſaltyrann, der ausgerottet werden ſollte; zum Patron ſollten wir deshalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wählen und

[1]) Aus meinem Leben II. 8, III. 11.

Digitized by Google

verehren ... Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Bluts munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach."[1])

Als Goethe nach Weimar kam, sagten die Leute allerdings bald: der Herzog werde sich totzechen und sein Abgott, der junge Frankfurter Doktor, habe ihn dann auf dem Gewissen. Daß sie beide einmal mit höchsten Ehren ihr Fünfzigjahre-Jubiläum feiern würden, ahnte auch der würdige Klopstock nicht, als er einen wohlgemeinten Ermahnungsbrief an den gefährlichen Verführer Karl Augusts richtete. Auch Klopstock warnte: „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum krank werden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben." Aber sehr bald nach dieser tollen Einleitung sehen wir, wie der junge Dichter als fleißigster Staatsbeamter die verdrießlichsten Arbeiten übernimmt, und abends schreibt er vielleicht in sein Tagebuch: „Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich; seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät." So im Januar 1779; am 7. August klingt es fast wie ein Gebet: „Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst viel im Wege stehn. Lasse uns von Morgen bis Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel

---

1) Aus meinem Leben IV. 18.

Digitized by Google

Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!“

In dieser Vorsicht gegen den Wein verharrte er diese ganzen arbeitsreichen Jahre. „Seit drei Tagen keinen Wein,“ schreibt er am 1. April 1780, und man bedenke, daß er Minister und Mitglied der lustigen jungen Hofgesellschaft war! „Sich nun vor dem englischen Bier in acht nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wäre ich glücklich.“ Im gleichen Monat schreibt er eines Abends sehr befriedigt: „War sehr ruhig und bestimmt. . . Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben.“ Schon acht Jahre früher, als Dreiundzwanzigjähriger, wußte er, daß wir die reinste Heiterkeit nur haben, wenn wir frei vom Weine sind. „Die heiligen Götter gaben mir einen frohen Abend,“ schrieb er 1772 an Kestner, „ich hatte keinen Wein getrunken, mein Auge war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend.“ Im Sommer 1780 kommt er im Tagebuch nochmals auf den Wein zurück: „Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre“; freilich kann hier auch andere Mäßigkeit gemeint sein. Und ähnlich klingt es noch 1786 aus Italien an die geliebte Freundin: „Ich lebe sehr mäßig, den roten Wein der hiesigen Gegend (Vicenza), schon von Tirol her, kann ich nicht vertragen; ich trinke ihn mit viel Wasser wie der heilige Ludwig.“

Da Goethes Dichten stets ein Wiederschein seines Lebens war, so finden wir in seinen Versen aus der

Digitized by Google

ersten Hälfte seines Lebens kaum ein Lob des Trinkens. Denn wenn er 1781 einmal schreibt: „Einen wohlgeschnitzten vollen Becher hielt ich drückend in den beiden Händen, sog begierig süßen Wein vom Rande, Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken", so ist das nur eine Einleitung zu dem höheren Lobe der Geliebten: ihr Hauch und Kuß sei viel süßer und berauschender. Und wenn man seine Liebesbriefe an Charlotte v. Stein liest, so fühlt man, daß diese herrliche Frau ihrem Freunde allen Trost und Traum spendet, den minder Beglückte in der Flasche suchen. Er war darin begünstigter und weiser als sein Tasso, der „die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank zu wählen" thöricht erfüllt. Goethe tadelt ihn durch den Mund des Antonio:

Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andere schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen
Und schilt auf die Natur und das Geschick!

Natürlich kann dem Tasso kein Arzt helfen, so lange er bei dieser schlechten Lebensweise bleibt. Schließlich rät der Arzt, was er gleich hätte raten sollen:

So trinkt denn Wasser! — Wasser? nimmermehr!
Ich bin so wasserscheu als ein Gebißner —
So ist euch nicht zu helfen. — Und warum? —
Das Übel wird sich stets mit Übeln häufen
Und, wenn es euch nicht töten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen.
— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.

Das alles beweist einen tiefen Einblick des jungen Dichters in das, was wir heute „Alkoholfrage" nennen. Aber als Goethe aus Italien wiederkehrte, beklagte Frau v. Stein, daß er sinnlicher geworden sei, in heutiger Sprache: materieller. Er gab sich den natürlichen Neigungen völliger hin, zügelte seinen Ehrgeiz schärfer, stellte sich weniger Aufgaben, und wenn er auch außerordentlich fleißig blieb, so hatte sein langer Tag doch auch einige Stunden für die Tafelfreuden frei. Etwa von 1802 an dichtete er auch einige Trinklieder, weil in befreundeten Kreisen Nachfrage nach solchen Liedern war, und aus seinen letzten Jahrzehnten haben wir zahlreiche Zeugnisse, daß er selber eine Flasche oder anderthalb täglich trank, auch dafür, daß er seine Gäste fleißig zum Trinken einlud, „indem er an die Bouteille zeigte und leis brummte," wie Wilhelm Grimm erzählt. Goethe vertrug aus verschiedenen Ursachen mehr Wein, als andern in der Regel dienlich ist: er stammte aus einer dem Weine längst angepaßten Familie, war von Jugend auf daran gewöhnt, er trank ihn nur zu Mahlzeiten und zwar aß er recht kräftig dazu, er hielt sich von allen andern Giften — Kaffee, Thee, Tabak — gänzlich oder fast gänzlich frei, trank auch Bier, Schnaps oder Likör nicht oder höchstens ausnahmsweise, und natürlich schickte man ihm, dem vorzüglichen Weinkenner, nur die reinste Ware. Der Senat zu Bremen bedachte nicht bloß den gefeierten Dichter, sondern auch den

Digitized by Google

wegen seiner feinen Zunge berühmten Kenner, wenn er ihm zum Geburtstage Proben aus der „Rose", dem Stolze des Ratskellers, sandte. Würzburger war Goethes Lieblingstrank, zu dem er immer wieder zurückkehrte, doch wußte er auch die französischen Rotweine und die Rhein- und Moselweine wohl zu schätzen. „Sende mir noch einige Würzburger," schreibt er 1806 aus Jena an Christiane, „denn kein anderer Wein will mir schmecken, und ich bin verdrießlich, wenn mir mein gewohnter Lieblingstrank abgeht," aber zu andern Zeiten verlangt er doch auch französische Weine und lobt sie, und als er einmal um Schokolade bittet, fügt er hinzu: „denn von dieser und vom Weine lebe ich jetzt vorzüglich" (12. September 1809).

Betrunken oder stark angeheitert hat ihn niemand gesehen. Zwar, als ihn sein Arzt am 27. August 1818 morgens bei der Flasche fand und ihm bemerkte, es sei ja erst morgen sein Geburtstag, rief Goethe aus: „Da habe ich mich heute umsonst besoffen!" aber Goethe liebte solche derben Worte. Doch ein paar unverdächtige Zeugen erwähnen wirklich ein leichtes Angeheitertsein; z. B. trat er 1795 nach der Hoftafel mit dem Ausdruck süßen Weines zu der Engländerin Emilie Gore und redete sie zu ihrer größten Verwunderung an: „ma chère, seule, unique amie!" Einmal urteilt Goethe selber, daß er zu viel getrunken habe. Es war in Tennstedt und in der Nacht vor seinem Geburtstage 1816. Er saß mit Meyer und dem großen Philologen Wolf zusammen, und Wolf ließ wieder seinen ungezügelten Widerspruchsgeist die tollsten Sprünge machen. Da wurde

Digitized by Google

Goethe „bestialisch". „Glücklicher oder unglücklicher Weise hatte ich so viele Gläser Burgunder mehr als billig getrunken und da hielt ich auch keine Maße. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache."[1])

Wer zwei- oder dreimal täglich Wein trinkt, und nicht wenig davon, wer seinem Hause die Braugerechtsame verleihen läßt und auf seinem Landgute die Branntweinbrennerei wieder in Gang bringt, obwohl er in seinem Zukunftsstaat (im „Wilhelm Meister") den Branntwein verboten sein läßt, der darf nicht als Mäßigkeitsapostel vorgeführt werden. Er gab sich auch selbst nicht als solchen aus. Als ihn 1831 ein junger Mensch einmal fragte, ob das schöne Lied „Als Noah aus dem Kasten kam" von ihm herrühre, da lachte er: „O nein, mein kleiner Molke, ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noahs Getränk beschäftigt." Und ein Jahr früher meinte er, man solle nicht neben Christus immer die zwölf Apostel abbilden, von denen wir nicht genug wissen, um Jeden zu einem interessanten Charakter zu machen. Besser seien Adam, Noah, Moses u. s. w. Und Noah wollte er als einen Winzer gebildet wissen, „eine Art von Erlöser, der als erster Pfleger des Weinstocks die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse freimachte."[2]) Sein bester auswärtiger Freund, Zelter, schrieb ihm dreißig Jahre lang von fleißiger Teilnahme an fröhlichen

---

[1]) Brief an Zelter vom 7. November 1816. — [2]) Zu Eckermann 21. März 1830. Vgl. auch das Gedicht „Hans Adam war ein Erdenkloß" von 1814. Divan I, 8.

Digitized by Google

Gelagen und allgemeiner Trunkenheit, und Goethe dachte nie daran, den wackeren Zecher zu warnen. Aber auf der anderen Seite muß hervorgehoben werden, daß Goethe sein Leben lang den geistigen Getränken gegenüber kritisch und vorsichtig bleibt und ihnen keine Tugenden zuschreibt, die sie nicht haben. Schon an seinen Trinkliedern ist bemerkenswert, was nicht darin steht. Er verherrlicht den Wein nur als Sorgenbrecher und Stimmungsverbesserer, der uns zeitweilig erheitert und verjüngt. Als er zu seinen geselligen Abenden das alte Zecherlied „Mihi est propositum in taberna mori" bearbeitete, gab er es nicht so echt wieder wie Bürger: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben", sondern er mischte recht viel Wasser in den alten Wein und schrieb: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen." Und man merkt öfter, wie ihm jeder Hang zur Unmäßigkeit auch in diesen weinfreudigen Jahren schmerzlich ist. Er kannte ihn schon bei seinem eigenen Sohne, dem Heidelberger Studenten, und deshalb schrieb er die vorsichtig eingekleidete Warnung: „Wir leben nach unsrer alten Weise still und fleißig, besonders auch, was den Wein betrifft, wobei mir denn lieb ist, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in acht nimmst, das mehr als man glaubt, einem besonnenen, heiteren und thätigen Leben entgegenwirkt." Im selben Jahre (1808) läßt er ein Lieblingskind seiner Muse, die schöne Ottilie, in den „Wahlverwandtschaften" „über die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft", klagen: „Wie oft hat es mich betrübt

Digitized by Google

und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung anderer, Anmut und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte! Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden!" Sie dachte bei diesen Zeilen an den heimlich geliebten Eduard, „der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter, als es wünschenswert war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte."

In seinen allerletzten Lebensjahren wurde Goethe noch viel vorsichtiger gegen den Wein, als früher, „ja man könnte behaupten, zu furchtsam," meinte sein Arzt. Zwar blieb er bei dem Glas Madeira zum Frühstück und der Flasche leichten Würzburger zu Mittag, nahm auch wohl zum Nachtisch ein ganz kleines Gläschen Tinto di Rota, aber wie sehr er auch Verlangen trug nach dem Punsch, den er von früher her abends um sechs Uhr gewöhnt war, oder gelegentlich nach Champagner, den er sehr liebte, so siegte doch stets, selbst gegen die Meinung des Arztes, seine Besorgnis, daß sie ihm schaden könnten.[1])

Namentlich aber war Goethe sein ganzes Leben lang der Ansicht, daß uns der Wein zu geistigem Schaffen nichts nütze. Wir kommen noch darauf zurück. Will man Goethes Stellung zu der modernen „Alkoholfrage" kurz ausdrücken, so darf man an eins seiner allerletzten Worte

[1]) Vogel, die letzte Krankheit Goethes, S. 27.

Digitized by Google

erinnern. Am Morgen seines Todestages begehrte er Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und besorgt fragte er: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dieses „nicht zu viel Wein“ darf man sich neben dem schönen Motto: „Mehr Licht!“ merken, welches letztere doch nur der bescheidenen Thatsache seinen Ursprung verdankt, daß er mehrere Stunden vor seinem Verscheiden in seinen Phantasien begehrte, man möge den zweiten Fensterladen auch aufmachen, damit es etwas heller werde.

Digitized by Google

V.

Gesundheitspflege und Krankheiten.

Vom Essen und Trinken war eben die Rede; wie hielt Goethe es sonst mit der Pflege des Körpers, den wir als ein Werkzeug so hohen Geistes ehren müssen?

Wir denken uns Goethe gern als einen kräftigen Mann von unverwüstlicher Gesundheit, wir möchten den normalen Menschen in ihm sehen; namentlich scheint er uns, so lange wir nicht näher zusehen, ein Bild der vollkommensten Gesundheit und Stärke des Geistes zu bieten. In Wahrheit hatte er aber keine robuste Natur, sondern Leib und Geist waren für schädliche Einflüsse leicht empfänglich. Hätte er nicht klug gelebt, so würde er als ein schwacher, empfindlicher Gelehrter vor unserem Gedächtnisse stehen, und auch trotz aller Vorsicht war die Zahl seiner Krankheiten und Schwächen keine geringe. Er hat an Lungen, Herz und Nieren schwer gelitten, Magen und Darm machten ihm sehr viel zu schaffen, die Gicht bereitete ihm böse Stunden, und dazu kamen mehr äußerliche Leiden oder Geschwüre an den Backen, Augen, Füßen 2c., auch von Blatterrose und Halsentzündung lesen wir. Als Kind hatte er nicht bloß die gewöhn-

Digitized by Google

lichen Kinderkrankheiten, sondern auch die schwarzen Pocken. Als achtzehnjähriger Student bekam er im Herbst 1767 einen Blutsturz und schwebte Tage lang zwischen Leben und Tod. Als er sich dann ein wenig erholt hatte und in die Heimat zurückgekehrt war, stand er vor seinem Vater als ein Kränkling, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien; bald erkrankte er wieder so schwer, daß man im Dezember 1768 zwei Tage lang für sein Leben fürchtete, und bis zum März war er in das Zimmer gebannt. Bei der Heimkehr von Straßburg war er körperlich gesünder, „aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Überspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete." Auch in der ersten Zeit, die er in Weimar verbrachte, war er oft krank; er wollte das auf das „infame Klima" von Weimar schieben, aber wir kennen dieses Klima als sehr gesund, wenn es auch etwas rauh ist. „Es stickt etwas in mir," hat er manchmal zu Charlotte v. Stein geklagt. Allzu kräftig erscheint er auch nicht, wenn er 1781 der besorgten Mutter schreibt: „Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu thun, so habe ich Ursache, damit zufrieden zu sein." 1785 sah er ganz faltig und abgearbeitet aus; auch Schiller fand ihn 1788 viel älter aussehend, als er sei. Von 1785 an besuchte er regelmäßig im Sommer Bäder zu seiner Erholung; zwölfmal war er in Karlsbad, dreimal in Marienbad, und ebenso suchte er in Teplitz, Eger, Wiesbaden, Pyrmont, Tennstedt, Lauchstädt und Berka Besserung. Als er 1786 nach

Digitized by Google

Italien floh, fühlte er sich seelisch und leiblich krank, krank bis zum Lebensüberdruß. Auch in älteren Tagen ist er noch einige Male so schwer krank gewesen, daß man alle Hoffnung aufgab oder ihn bereits tot sagte, so im Januar 1801 und im Februar 1823. Er hat manche Tage im Bette, viele Wochen im Zimmer zugebracht.

Zu diesen Krankheiten kam bei ihm eine beständige geistige und leibliche überfeine Empfindlichkeit. Das Wort „sinnlich" hat er viel gebraucht, weil er selber in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sehr sinnlich war, d. h. seine Sinne waren alle feinfühlend, kräftig auf Reize wiederwirkend. Das ist ein physischer Grund seiner genialen poetischen Leistungen, es war ihm aber im Leben oft recht unbequem. Eckermann drückte am 20. Dezember 1829 seine Verwunderung aus, daß man bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten so häufig eine schwächliche Konstitution finde. Goethe erwiderte: „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen."

Vor allem brauchte er Licht und Wärme, den Winter haßte er. Die kurzen dunklen Tage im Dezember drückten ihn jedes Jahr darnieder, der 21. Dezember war ihm ein Festtag, an dem er ausrief: „Heute feiern wir die

Digitized by Google

Wiedergeburt der Sonne!“[1]) Italien liebte er wegen seiner Fülle des Lichts und seiner warmen Luft; es war ihm, als ob er hier geboren und aufgewachsen wäre „und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfange zurückkäme.“ Nur mit Schaudern dachte er an die norddeutsche Heimat mit ihren dunkeln, niederhängenden Wolken und naßkalten Winden, die uns immer wieder in die Stube zwingen. In seinen letzten Lebensjahren konnte er zwar recht lange in geschlossener und überheizter Zimmerluft aushalten, aber sonst gehörte reine Luft zu den Bedingungen seines Wohlseins.

Schiller mußte faule Äpfel in der Schublade seines Arbeitstisches haben, Goethe bekam sogleich eine Übelkeit, als er an diesem Tische saß, ohne dessen eigentümlichen Inhalt zu ahnen. „Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift.“ Auch vom Thee sagte er, daß er wie Gift auf ihn wirke,[2]) und ebenso nahm er sich selbst vor dem Kaffee in acht und warnte andere davor. Dr. Vogel, sein letzter Arzt, hat uns berichtet, daß er ebenso gegen Medizin ungewöhnlich empfänglich und empfindlich war, so daß ihm schwächere Dosen verschrieben werden mußten, als sonst üblich waren. Namentlich aber richtete sich sein Befinden gleichsam nach dem Barometer; bei hohem Barometerstande fühlte er sich am wohlsten; stand es niedrig, so war es ihm sehr schwer, anders als mißmutig und unthätig zu sein. Körperliche Schmerzen griffen ihn sehr an, er fürchtete sie, während er den Tod gar nicht fürchtete. Gar nicht

[1]) Zu Soret 1823. — [2]) v. Müller 1. Mai 1827.

Digitized by Google

leiden konnte er es, wenn die Leute nach seinem Befinden fragten oder etwa sagten, er sähe wohler aus als das letzte Mal; er mochte über seine Gesundheitszustände nicht sprechen, außer zum Arzt.

Trotz alledem waren sowohl die leiblichen wie die geistigen Leistungen Goethes bis ins höchste Alter hinein bewunderungswürdige. Seinen Schwächen müssen also größere Kräfte gegenübergestanden haben, seine Lebensweise muß gut gewesen sein, zumal da er mit den Jahren eher gesünder als kränklicher wurde.

Von Haus aus besaß er zwei große Hilfen zur Gesundheit und Arbeit: einen vortrefflichen Appetit und einen guten Schlaf. Was den Schlaf angeht, so machte es ihm nicht viel aus, ob er dabei lag oder saß, angekleidet oder ausgezogen, im eigenen Bett oder anderwärts war. Er ging in der Regel früh zu Bett und stand sehr früh wieder auf. Noch im letzten Lebensjahre erhob er sich im Sommer um vier Uhr und saß um fünf schon am Arbeitstisch. Auch eine Fülle von Blutleben trug zu seiner Gesundheit viel bei, noch im Alter schienen dem Arzte Aderlässe notwendig; Hufeland, der zehn Jahre lang sein Arzt war, bezeichnete die Produktivität als den Grundcharakter auch seines körperlichen Lebens.[1])

* * *

Aber auch seine hygienischen Grundsätze und Gewohnheiten waren weit besser, als man für jene Zeit voraus-

[1]) Dr. Vogel, Die letzte Krankheit Goethes. Nebst einer Nachschrift v. C. W. Hufeland. Berlin, 1833.

Digitized by Google

setzen darf. Zuerst respektierte er die körperliche Gesundheit und Strapazentüchtigkeit mehr als andere Geistesarbeiter um ihn herum. Daß Schiller so oft aussah, als würde er keine vierzehn Tage mehr leben, und daß er nicht das Rechte gegen seine Kränklichkeit that, bedrückte ihn oft. Da lobte er sich Napoleon, der „vom brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau eine Unsumme von Märschen, Schlachten und Biwaks ertrug, der bei wenig Schlaf und wenig Nahrung sich der höchsten geistigen Thätigkeit hingab: wenn man bedenkt, was der alles durchgemacht und ausgestanden!“[1]) „Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar buckelig dachte, allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“[1]) In ähnlichem Sinne schrieb er einmal an seinen Sohn, der in Heidelberg studierte[2]): „Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner roten Backen Anfechtung hast, und daß es Leute giebt, die behaupten, solche Farbe sei eben nicht gerade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe, Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen besseren Begriff haben und immer so fortleben wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest.“

Goethe hatte einen kräftigen Willen zur Gesundheit, und er selber schrieb diesem Willen große Wirkungen zu. „Es ist unglaublich,“ sagte er einmal,[3]) „wieviel der

---

[1]) Eckermann, 11. März 1828. — [2]) Am 5. Dezember 1808. — [3]) Zu Eckermann 21. März 1831.

Digitized by Google

Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben. So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengungen die nachteiligen Wirkungen aufzuheben, und es gelingt mir." Ein andermal[1]) rühmte er — gleichfalls gegen Eckermann — an seinem Helden Napoleon, daß er die Pestkranken besucht habe, um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne. „Und er hat recht. Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war, und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen." Als Sachsen-Weimar zum Großherzogtum erhoben war und die Huldigung des neuen Großherzogs bevorstand, war Goethe bettlägerig. Es schien unmöglich, daß er an jenem Palmsonntag 1816 an seinem Platze sein könne, aber Napoleons Ausspruch kam ihm ins Gedächtnis: „L'empereur ne connaît autre maladie que la mort", und er ließ an Hof sagen: wenn

[1]) 7. April 1829.

Digitized by Google

er nicht tot wäre, könne man auf ihn rechnen. Die Natur schien sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüte zu ziehen, er stand zur rechten Zeit an seinem Platze, rechts zunächst am Throne, er konnte auch noch bei Tafel allen Schuldigkeiten genug thun; dann zog er sich zurück, legte sich wieder ins Bett und wartete auf einen neuen kategorischen Imperativ, der krank zu sein nicht gestattete.[1]) Ein andermal schrieb Goethe einem bedeutenden Geiste sogar die Kraft zu, den Körper zu einer zweiten Jugend zu zwingen. Er sprach am 11. März 1828 mit Eckermann über einige bekannte alte Herren, denen im hohen Alter die nötige Energie und jugendliche Beweglichkeit im Betriebe der bedeutendsten und mannigfaltigsten Geschäfte nicht zu fehlen schienen. „Solche Männer sind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind. Jede Entelechie[2]) nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und

---

[1]) S. Brief an Zelter vom 3. Mai 1816. — [2]) Entelechie ist nach Aristoteles die Seele als dasjenige Prinzip, wodurch der Körper, der an sich nur die Fähigkeit, zu leben und zu empfinden, besitzt, wirklich lebe und empfinde, so lange es mit ihm verbunden sei. Eigentlich bedeutet Entelechie das wirkliche Besitzen dessen, was zur Vollkommenheit einer Sache gehört.

Digitized by Google

hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch bei ihrer geistigen Übermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten."

Eine andere Art, wie der Geist auf den Körper einwirkt, berühren wir mit den Worten Leidenschaft und Ruhe, Lebenslust und Hypochondrie. Goethe kannte Weltschmerz und Leidenschaftlichkeit an sich selber nur zu gut, aber gegen beide kämpfte er beständig an. Als 1830 Karl Augusts Witwe gestorben war, deren stets sich gleich bleibendes Wesen er oft lobte, kam er gegen Eckermann und Soret auf die berühmte Ninon de l'Enclos zu sprechen und pries ihren Gleichmut und ihre Lebenslust ohne verzehrende Leidenschaftlichkeit; bekanntlich blieb jene Ninon bis in ihr achtzigstes Jahr so jugendlich schön, daß sie Liebhaber anzog und beglückte.

* * *

Aber in der Hauptsache hilft unser Geist dem Körper doch dadurch, daß er eine vernünftige Lebensweise erkennt und zum Gesetz erhebt. Goethes hervorragendste

Digitized by Google

hygienische Tugenden waren Bewegung und Abhärtung; in ihnen war er der Mitwelt ein Lehrer und Führer. Mit der Abhärtung begann der Student als Schüler Rousseaus, und zwar zuerst mit arger Übertreibung; daher rührte zum Teil seine Leipziger Krankheit; kalt baden, hartes, schlecht bedecktes Lager nennt er selbst unter den unvernünftig angewendeten Mitteln, der Natur nahe zu kommen. Wir wissen schon, wie er auch in Weimar wieder ein Prediger des naturgemäßen Lebens wurde. Wenn er sich eine Vereinigung mit der Geliebten ausmalte, so dachte er sich: dann werde ich in der freien Welt mit ihr leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.[1]) Das Schlafen im Freien, das Schlittschuhlaufen, das Baden im Flusse führte er in Weimar ein, und sogar die Ärzte begannen das Baden in fließendem Wasser zu verordnen, weil der berühmte Goethe es empfehle. Er selber badete wohl auch mitten im Winter in der Ilm, z. B. in der Frühe an einem 6. Dezember; es war ihm ein köstlicher Spaß, wenn er mit dem Gesicht, über das die nassen Strähnen seines dunklen Haares hingen, aus der Flut auftauchen und den solcher Liebhabereien ungewohnten Philister mit unheimlichem Glucksen und Quaken erschrecken konnte. Von den Leibesübungen machte er alle mit, die in seinem Kreise Sitte waren: Reiten, Jagen, Fechten, Tanz im Freien und in Sälen. Als das Turnen aufkam, war er zu alt dazu, aber er begrüßte es sogleich mit vieler

[1]) Vgl. Briefe an Frau v. Stein 1786.

Digitized by Google

Sympathie. In Jena sah er 1817 einmal den jungen Krummacher, des Parabeldichters Sohn, mit der schwarzrotgoldenen Mütze vom Turnplatze kommen, und er sprach ihn an. „Die Turnerei halte ich wert, denn sie stärkt und erfreut nicht nur den jugendlichen Körper, sondern ermutigt und kräftigt auch Seele und Geist gegen jede Verweichlichung.“ Es war ihm dann sehr schmerzlich, daß Turnen und Politik mit einander verquickt, daß deswegen die Turnanstalten von den Regierungen sehr eingeschränkt oder verboten wurden. „Ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gegengewicht fehlt und somit jede nötige Thatkraft.“ Bei ihm selbst hat das Reiten und Fußwandern diese Aufgabe erfüllt; in seinem Tagebuche ermahnt er sich 1780 selber dazu, da sofort die Gesundheit leide, wenn er sich diese Bewegung nicht mache. Und er war ein kühner Reiter. Einmal ritt er mit Karl August in acht Stunden von Leipzig nach Weimar, was bei dem damaligen Zustande der Straßen eine große Leistung war. In der ersten weimarischen Zeit wurden alle Reisen zu Pferde gemacht, zumeist war der Herzog sein Gefährte, und dieser liebte die schärfste Gangart. „Auf die Witterung wurde nie Rücksicht genommen und man konnte beide bald im heftigsten Sonnenbrande, bald in Sturm und Regen, bald in der strengsten Kälte dahinjagen sehen. In der Nacht sogar befiel den Dichter bisweilen die Unruhe und die Wanderlust; er ließ sich dann sein Pferd holen und galoppierte in die Nacht hinein, meist über Stock und

Digitized by Google

Stein, über Gräben und Hecken, gerade aus, so daß er oft der Gefahr sich aussetzte, den Hals zu brechen. Auch Spaziergänge dieser Art geradeaus, ohne Rücksicht auf Hindernisse, machte er nicht selten, wenn er irgend einen Sturm in seinem Innern niederkämpfen wollte. Mitten in der Nacht fiel ihm einst ein, nach Kochberg, auf das Gut der Frau v. Stein zu gehen, das vier Stunden von Weimar liegt. Am Morgen ging er zurück und widmete sich seinen Geschäften."[1]) Am deutlichsten bewies er Abhärtung und Wagemut durch seine Winterreisen in die Gebirge, die zu besuchen damals auch im Sommer gar nicht üblich war. Ende November 1777 ritt er von Weimar über den Ettersberg dem Harze zu, den er noch nicht kannte. Mitten im Schloßenwetter überkommt ihn reine Ruhe der Seele. Kein Unwetter, kein böser Weg, kein schlechtes Quartier schreckt ihn zurück. Am 10. Dezember bestieg er den Brocken, damals ein Heldenstück, das jedermann, selbst der Förster im Torfhause, namentlich des dichten Nebels wegen für unmöglich erklärte. Noch mehr wagte er 1779 in der Schweiz, als er im November mit Karl August in das Gebiet des Montblanc, der Furca und des Gotthard eindrang. Die Genfer Sofamenschen waren arg entrüstet, als sie von solchem Vorhaben hörten. So war unser Dichter noch manchmal in der Stimmung des „leidenschaftlich vor sich hingesungenen Halbunsinns", der 1772 auf der Straße zwischen Darmstadt und Frankfurt entstand, als ein Sturmwetter ihn überfiel:

---

[1]) Diezmann, G. und die lustige Zeit in Weimar.

Digitized by Google

Wenn du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen
Wie die Lerche,
Du da droben! — — —

Mit den Jahren wurde dieses Austoben in der Natur schwächer, aber bis ins hohe Alter hinein zeigte er sich gelegentlich wetterhart und bewegungslustig. Noch mit vierundsechzig Jahren erwähnt er in einem Briefe an Christiane, daß er am Tage vorher sechs Stunden zu Pferde gewesen und daß es ihm gut bekommen sei. Noch als Achtundsiebzigjähriger setzte er sich Ende September an der Straße nach Berka zum Frühstück auf die Ecke eines Steinhaufens, der vom Frühtau noch feucht war. Das mache ihm nichts, antwortete er ruhig dem besorgten Eckermann. Und immer wieder nahm er sich auch in seinen letzten Jahren vor, recht viel im Freien zu sein. Sie wollten jede Woche einen Tag einem großen Ausfluge widmen, meinte er zu dem eben genannten Begleiter, und als er einige Tage später mit ihm an der Hottelstedter Ecke stand, die wegen ihrer weiten Aussicht von Weimar und Erfurt aus gern aufgesucht wird, meinte er: „Wir wollen künftig öfter hierherkommen. Man verschrumpft in dem engen Hausweſen. Hier fühlt man sich groß und frei wie die Natur, die man vor Augen hat und wie man eigentlich immer sein sollte.“[1]) Im Greisen-

[1]) Eckermann 26. September 1827.

Digitized by Google

alter fuhr er natürlich, aber so lange es ging, schritt er weite Wege zu Fuß, immer ohne Stock. Beim Gehen durch die Felder schlenderte er die beiden Hände fast überzwerch und berief sich dafür auf die Tiere, die ja auch die Vorderfüße überzwerch setzen.

Daß er sich sehr gerade hielt, ist schon gesagt; die Schultern zog er straff zurück; oft empfahl er seine frühzeitig angenommene Gewohnheit, die Hände hinter dem Rücken zu vereinigen. Auch hütete er sich vor allzu engen Kleidern, namentlich duldete er keinen Druck auf den Unterleib.

Es hat kaum einen Geistesarbeiter gegeben, der so wenig gesessen hat wie Goethe. Denn auch im Zimmer saß er möglichst wenig. Auch wenn er Gäste hatte, wußte er es einzurichten, daß sie bald ins Stehen und Gehen kamen; er ging mit ihnen im Garten auf und ab oder stand mit ihnen in einer Fensternische oder im Zimmer vor seinen Kunstschätzen. Und ebenso brachte er seine poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten, seinen Briefwechsel u. s. w. im Stehen und Gehen fertig, da ihm das Diktieren so sehr zur Natur geworden war wie uns andern das Schreiben.

An seinem Geburtstage 1831, als er zweiundachtzig Jahre vollendete, sehen wir ihn zum letzten Male als den „Wanderer", wie ihn in längstverflossener Jugend die Darmstädter Freundinnen getauft hatten. Es hatte ihn noch einmal nach Ilmenau gezogen. Am frühen Morgen fuhr er mit dem Berginspektor Mahn über Gabelbach auf den Gickelhahn. Auf dem Rondell erquickte er sich an der weiten Aussicht und gedachte der Ge-

Digitized by Google

fährten, die einst mit ihm hier gestanden. „Dann — so erzählte nachher sein Begleiter — schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil; ich erbot mich ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab.“ Was er suchte, war das am 6. September 1780 von ihm auf die südliche Innenwand des Jagdhäuschens geschriebene Gedicht: Über allen Wipfeln ist Ruh. „Er überlas die wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmütigem Ton: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“

* * *

Soviel Goethe auch den menschlichen Körper studierte, so hütete er sich doch, in die Aufgaben des Arztes einzugreifen. Zwar schrieb er einmal an Meyer[1]): „Man ist übel daran, daß man den Ärzten nicht recht vertraut und doch ohne sie sich gar nicht zu helfen weiß.“ Aber er lobte doch seine Ärzte gern. Der Satz, daß die Ärzte unseres Lebens Dauer um keinen Tag verlängern können, gehörte zu seinem religiösen Glauben; „wir leben so lange es Gott bestimmt hat,[2]) aber es ist ein großer

[1]) 9. Juli 1807 aus Karlsbad an J. H. Meyer. — [2]) v. Müller 1827.

Digitized by Google

Unterschied, ob wir jämmerlich wie arme Hunde leben, oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel." So sprach er 1827, und drei Jahre später, als er sich beständig wohl befand: „Daß ich mich jetzt so gut halte, verdanke ich Vogel; Vogel ist zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen."[1]) Dr. Vogel aber erzählte von ihm: „Die ächten Jünger der Heilkunst achtete Goethe ungemein hoch, er war ein dankbarer und folgsamer Kranker. Konsultationen mehrerer Ärzte betrachtete er mit Mißtrauen. Er sprach gern mit dem Arzt über die Krankheit und verstand sehr viel davon." Ein wenig neigte er zu dem, was wir jetzt als Naturheilmethode kennen; in einem Briefe von Lauchstädt aus[2]) rühmt er zuerst „das auf Starkens Anraten" gebrauchte „Tusch-Bad" und das auf Reils Empfehlung genommene Eger-Wasser. Er fährt dann fort: „An Reil habe ich einen sehr bedeutenden Mann kennen lernen; er beobachtete meine Übel vierzehn Tage ohne ein Rezept zu verschreiben, als etwa eins, das er selbst für palliativ erklärte. Tröstlich kann es für mich sein, daß er gar keine Achtung vor meinen Gebrechen haben will und versichert, das werde sich alles ohne großen medizinischen Aufwand wieder herstellen." Ebenso wußte Goethe, daß in den Bädern, die er regelmäßig im Sommer besuchte, nicht nur von ihren Quellen heilende Kraft ausging, sondern mehr noch von dem erfrischenden geselligen Leben in der Natur, von der größeren Unvorsichtigkeit im Umgange mit ihr. „Übrigens mutet

[1]) Eckermann 24. Januar 1830. — [2]) An Karl August 10. August 1805.

Digitized by Google

man sich hier viel mehr zu als zuhause," heißt es in einem Karlsbader Briefe an Christiane.[1]) „Man steht um fünf Uhr auf, geht bei jedem Wetter an den Brunnen, spaziert, steigt Berge, zieht sich an, macht Aufwartung, geht zu Gaste und sonst in Gesellschaft. Man hütet sich weder vor Nässe, noch Wind, noch Zug und befindet sich ganz wohl dabei."

Aber die Jünger von Prießnitz und Kneipp werden mit Bedauern lesen, daß er sich 1831 energisch für den Impfzwang aussprach,[2]) da die wenigen Fälle, wo das Impfen nichts nütze oder gar schade, gegen die unabsehbaren Wohlthaten des Gesetzes verschwinden.

Wie er sich in kranken Tagen gegen die Ärzte und gegen seine Mitmenschen verhielt, ist uns durch manche Berichte bekannt. Zwar an Widersprüchen fehlt es darin nicht. „Seine entsetzliche Ungeduld und Weichlichkeit beim Hustenanfall" erwähnt der Kanzler am 17. November 1823; aber als Eckermann ihn in denselben Tagen trösten wollte, erwiderte er: „Ach, ungeduldig bin ich nicht, ich habe schon zu viel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt, zu leiden und zu dulden." — „Ich werde gar nicht zu Bette gehen," fuhr er fort, „ich werde so auf meinem Stuhle die Nacht sitzen bleiben, denn zum Schlaf komme ich doch nicht."

Eine seiner Krankheiten, die tödlich zu sein schien, hat uns der Kanzler v. Müller ausführlich beschrieben. Es war im Februar 1823. Am elften war er schon hustend und leidend, doch erst am siebzehnten klagte und jammerte er sehr über fortwährende Schmerzen und Ermattung.

[1]) 7. Juli 1806. — [2]) Eckermann 19. Februar 1831.

Digitized by Google

Er hatte einen äußerst heftigen Fieberfrost gehabt, der ihn über zwei Stunden lang durchschüttelt hatte. Als er etwas Wein zu trinken verlangte, wagte man es nicht zu gestatten. „Was muß der arme Teufel leiden, wie krank bin ich, kränker als in vielen Jahren!“ rief er einmal über das andere aus. „Die Götter halten uns hart in solchen kranken Tagen, und doch auch nicht gar sonderlich in den gesunden.“ Die Kammer, worin er lag, war ganz dunkel, seine Hand kalt, alles umher unheimlich. Am nächsten Tage erklärten die Ärzte Rehbein und Huschke seinen Zustand für höchst gefährlich, er habe Herzentzündung. Auch nach einem Aderlaß sagten sie, daß die Wahrscheinlichkeit seiner Rettung nur wie 2:10 sei. Die nächsten vier Tage wechselten Besserung und Verschlimmerung immerfort ab. Er war öfters betäubt, phantasierte mitunter halb und halb, doch dazwischen war er auch wieder teilnehmend und verständig. Seinem Enkel Wolf sang er sogar ein Liedchen vor. Öfters äußerte er sein Bedauern, daß die Arbeiten liegen blieben. „Und doch ist die Anzeige der neuesten Boisserée'schen Lieferungen so dringend, die muß ich ja rühmen und beloben.“ Zu seinem Diener Stadelmann sprach er einmal leise: „Du glaubst nicht, wie elend ich bin, wie sehr krank.“ Den Ärzten gab er öfters auf, sich über seinen Zustand zu bedenken, indem er einigen Unglauben an ihre Kunst merken ließ. „Treibt nur eure Künste, das ist alles recht gut; aber ihr werdet mich doch wohl nicht retten.“ Mehrmals verlangte er ein warmes Bad, das man jedoch für zu gewagt hielt. Einmal, als die Ärzte sich leise miteinander beredet hatten, sagte er: „Da gehen

Digitized by Google

die Jesuiten hin, beraten können sie sich wohl, aber nicht raten und retten." Er jammerte, daß jeder ihm willkürlich verfluchtes Zeug zu schlucken gebe und daß man die guten Kinder Ottilie und Ulrike mißbrauche, es ihm beizubringen. Sobald er sich momentan erleichtert fühlte, wollte er gleich, daß seine Schwiegertochter ihrer gewohnten geselligen Weise nachgehen, den Hof oder das Theater besuchen sollte. Jede Dienstleistung erwiderte er durch ein dankbares artiges Wort oder eine verbindliche Bewegung. „Nun, ihr Seidenhäschen, wie schleicht ihr so leise herbei," begrüßte er Ottilie einmal. Zu Ulriken sagte er: „Ach, du glaubst nicht, wie die Ideen mich quälen, wie sie sich durchkreuzen und verwirren." Am Sonntag, den 23. Februar, war er am schlechtesten und in Jena sagte man ihn bereits tot. Einmal soll er geseufzt haben: „O du christlicher Gott, wie viele Leiden häufst du auf deine armen Menschen, und doch sollen wir dich in deinen Tempeln dafür loben und preisen!" Auch die Nacht zum Montag war sehr schlecht. Als der Nachmittag kam, wurde er sehr heftig gegen die Ärzte und befahl mit Ungestüm, ihm Kreuzbrunnen zu geben. „Wenn ich nun doch sterben soll, will ich auf meine eigene Weise sterben." Er trank auch wirklich ein Fläschchen mit sichtbar gutem Erfolge. Gegen Abend war er ziemlich kräftig, er ließ sich den ganzen Hergang seiner Krankheit schildern und sprach von ihr wie von einer fremden, abgeschlossenen Sache. Er triumphierte, daß sein scharfer Geschmack etwas Anis in seiner Arznei entdeckt habe und daß man sich, weil ihm diese Kräuter stets verhaßt gewesen, zur Umänderung des

Digitized by Google

Rezepts entschlossen. Mit Wohlgefallen hörte er, daß man ihm Arnika geben wolle, und hielt ganz behaglich eine kleine botanische Vorlesung über diese Blume, die er in Böhmen häufig und sehr schön getroffen. Sehr oft fragte er, wer alles von Freunden dagewesen, sich nach ihm zu erkundigen. „Das ist sehr artig von den guten Leuten." Er wurde sichtbar besser, trieb die Seinigen zur Ruhe, sie sollten sich selbst bedenken; für das Wenige, was er bedürfe, sei ja gesorgt. „So habe ich doch nicht alle eure Feste gestört." Die Hoffnung kehrte ihm selbst wieder. „Morgen werde ich ordentlich den Kreuzbrunnen wieder trinken und dann bald wieder ein ordentlicher Mensch mit Folge werden." Er fragte, ob man sein Tagebuch fortgesetzt, und jammerte, daß es nicht geschehen. Die Seinigen betrachteten jedoch seine Munterkeit nur als ein letztes Aufflackern seines Lebens, besonders seine kalten Extremitäten beunruhigten sie. Aber am nächsten Tage war er besser und nach weiteren zwei Wochen Mattigkeit war er wieder ganz gesund. — —

Als endlich im März 1832 ihn wirklich die letzte Krankheit erfaßte, da gab es einen gräßlichen Todeskampf. „Fürchterliche Angst und Unruhe — so erzählt Dr. Vogel — trieben den seit lange nur in gemessener Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge

Digitized by Google

waren verzerrte, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus.“ Aber die letzten Stunden am 22. März waren still und friedlich. In seinen Phantasien sah er bald einen Brief Schillers auf dem Boden liegen, bald einen schönen weiblichen Kopf mit schwarzen Locken in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde als Malerei vor sich. Gegen Mittag legte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes bequem in die linke Seite des Lehnstuhls und verschied.

Noch seine Leiche bezeugte, daß er ein gesundes Leben geführt hatte. Der treue litterarische Gehilfe Eckermann ließ sich vom treuen Diener Friedrich in das Zimmer führen, wo man ihn hingelegt hatte. „Auf dem Rücken ausgestreckt ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenedeln Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. . . . Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.“

Digitized by Google

VI.

Geſelligkeit.

Wie vorſichtig und zurückhaltend Goethe gegen Fremde ſein mußte, iſt uns bekannt; ganz anders erſcheint er uns im Kreiſe von bewährten Bekannten und Freunden. Beſonders in jüngeren Jahren war er der geſelligſte Menſch, ein wahrer Bezauberer ſeiner Umgebung. Wir haben Verſe von Wieland, die ſeinen Einzug in Weimar ſchildern:

Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Auges voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geiſterkönig daher! — — —
So hat ſich nie in Gottes Welt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt! — — —
Das laß mir einen Zauberer ſein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verſchwunden!

Digitized by Google

Und wieder Augenblicke so reich!
An innerem Werte Tagen gleich!
Was machte er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßeren Träumen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?
— — — — — — — — — — —
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

In jener ersten Weimarischen Zeit besuchte einmal der alte Gleim aus Halberstadt seinen Freund Wieland, und ehe er Goethe kannte, nahm er an einer höfischen Gesellschaft teil. Da erbot sich ein feiner Jäger, ihn im Vorlesen aus dem neuesten Musenalmanach abzulösen, und bald las dieser Jäger das tollste, geistvollste, witzigste Zeug, das gar nicht auf den Blättern stand; sogar eine Fabel auf Gleim improvisierte er in Knittelversen. „Das

Digitized by Google

ist entweder Goethe oder der Teufel!“ flüsterte der Halberstädter Gast Wieland zu. „Beides!“ gab jener zur Antwort.

Dieser Hexenmeister für fröhliche Gesellschaften, dieser liebenswürdigste Kamerad blieb Goethe nicht lange, oder vielmehr: was anfangs die Regel gewesen war, wurde bald zur Ausnahme. Es erheben sich auch unter den weimarischen Freunden bald Klagen über sein zugeknöpftes, allzu ernstes Wesen, und als er von der italienischen Reise wieder kam, erschien er vollends als ein Fremder. „Es ist vielen der nähern Freunde und Lebensgenossen Goethes begegnet, daß er ihnen nach seiner italienischen Reise ganz umgewandelt vorkam, ja, daß sie fast irre an ihm wurden, wenn sie jenen freien harmlosen Lebenssinn, jene unbefangene, zutrauliche, hinreißende Lebhaftigkeit, mit der sie ihn früher die verschiedenen Gegenstände ergreifen zu sehen gewohnt waren, nicht mehr an ihm zu gewahren glaubten. So kam er dem einen erkaltet, dem andern verschlossen oder selbstsüchtig, rätselhaft den meisten vor, und noch späterhin haben ähnliche Klagen nachgeklungen.“ So erzählt 1832 der liebenswürdige Kanzler v. Müller aus bester Kenntnis der Personen heraus. Die Ursache dieser Umwandlung war, daß Goethe um die Mitte seines Lebens mehr und mehr als die Summe seiner Erfahrungen zog: daß man sich nicht an die Welt verkaufen oder verschenken dürfe; auch die lieben Freunde und guten Bekannten sind nicht so viel wert, daß wir ihnen unsere Freiheit, unsere Eigenart, unsere Selbständigkeit im Denken und Handeln opfern dürfen. Sie möchten uns gar zu gern unser Genießen

Digitized by Google

und Entbehren, unſer Lieben und Haſſen vorſchreiben, ſie verſuchen immer wieder, zu ſchulmeiſtern und zu tyranniſieren. Man verſteht leicht, daß Goethe oft genug Luſt bekam, auch vor den Freunden ſeine Thür zu ſchließen. Zu dem gewöhnlichen Maß der Verdrießlichkeiten kam bei ihm namentlich hinzu, daß ſein Herz in der Liebe zum andern Geſchlecht durchaus nicht ſo fühlen wollte, wie das Herkommen es vorſchreibt. Wer ſich mit Nichtheiraten und Heiraten ſo gründlich gegen alles Hergebrachte vergeht, wie er es that, wer ſo ungewöhnlich, alſo unſittlich fühlt und handelt, der wird von der Welt geächtet oder, wenn er ein Goethe iſt, ſo wird er zwar nicht geächtet, bekommt aber doch genug Grund, ſeine Kreiſe immer enger zu ziehen. „Wenn Ihr mich lieb behaltet," ſchreibt er 1790 an Herders, „wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, ſo hab ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen." Aber 1797 denkt er in der Schweiz nur noch an ſein Mädchen und ſein Kind: „Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren." Und um dieſelbe Zeit tröſtet er ſeine Chriſtiane: „laß die Leute reden, was ſie wollen; du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt als tröſtet und aufrichtet."

Doch dieſes ſtarre Abſchließen von Freunden und Bekannten war ihm auf die Dauer nie gemäß; ſeine Abneigung gegen die Menſchen reichte nur aus, ihn *zeitweilig* wie einen Menſchenfeind, Menſchenverächter, Einſiedler erſcheinen zu laſſen. Ein Freund wie Schiller konnte ihn bald wieder als den „kommunikabelſten aller

Digitized by Google

Menschen" ansehen, und wenn er einmal (1799) an Schiller schrieb, er wolle die Mauer, die er schon um seine Existenz gezogen habe, noch um einige Schuhe höher aufführen, so denkt und schreibt er doch um die gleiche Zeit an den gleichen Freund: „Sich, wie Wieland, gänzlich zu isolieren, ist auch nicht ratsam."

Wer mit Goethe gesellig verkehrte, mußte mit dieser Wandelbarkeit rechnen, diesem beständigen Kampfe zwischen Hingebung und Selbstverteidigung, aber er spürte stets, daß die Liebe die stärkere Kraft war. Stephan Schütze, der ihn namentlich im geselligen Kreise der Bankierswitwe Johanna Schopenhauer, der Mutter von Adele und Arthur Schopenhauer, beobachtete, schildert ihn uns, wie er dort erschien. „Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Male zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft-ruhigen, bald einen verdrießlich-abschreckenden — auch Kummer drückte sich bei ihm gewöhnlich durch Verdrießlichkeit aus —, bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich. — — Goethe übte gewiß eine Herrschaft über sich, wie leicht niemand; dennoch drang ein Nachhall der letzten Stunde oder die Laune des Augenblicks oftmals durch die feste Haltung hindurch, und als Gast ohne besondere Verpflichtung

Digitized by Google

ließ er sich hier weit freier gehen als zu Hause, wenn er selbst Gäste empfing." — — —

Schütze erzählt weiter: „Gewöhnlicherweise warf er weder mit Witz noch mit Ideen um sich, ja, er vermied diese sogar, sondern er gefiel sich meist im Ton einer heitern Ironie, die etwas zu loben schien, dessen Unhaltbarkeit sich so von selbst ergeben mußte. . . Schnelle Kreuz- und Querzüge konnte er in der Unterhaltung nicht leiden. . . Noch mehr liebte er, etwas ruhig durchzusprechen, wobei andere oft nur beipflichtend und fragend beförderlich waren, während er eigentlich nur das Gespräch führte und fortsetzte. Höher noch stieg seine Liebenswürdigkeit, wenn er ganz und gar einer epischen Stimmung sich hingab, wenn er z. B. einen römischen Karneval beschrieb oder sonst etwas von Italien erzählte. Hier konnte man stundenlang ihm zuhören und die ganze übrige Gesellschaft darüber vergessen. Die Ruhe, die Klarheit, die Lebendigkeit, der ans Komische hinstreifende, halb feierliche Ton, womit er schilderte und alles deutlich vor Augen stellte, flößten mit dem Reize der Unterhaltung zugleich ein großes Behagen, ein großes Wohlgefallen am Leben ein. So angenehm fesselnd indes auch seine Schilderungen waren, die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhaftes Rot die Wangen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabenen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen seines Auges glänzten, und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte. Es war dies namentlich der Fall, als er eines Abends (1807) Calderons „stand-

Digitized by Google

haften Prinzen" vorlas. Bei der Scene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, wurde er so von der Schönheit der Dichtung hingerissen, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf."

Recht schön hat Heinrich Voß, der Sohn des Homer-Übersetzers, gezeichnet, wie Goethe sich 1804 und 1805 in geselligem Kreise gab. „Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus," schreibt er im Frühjahr 1804 an Boie. „Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist: da ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren."

Aber auch von fröhlichen Gastmahlen weiß Voß mancherlei. „Als ich zum zweitenmal bei Goethe war, wurde gerade mein Doktordiplom ausgefertigt, und Goethen von Jena aus für mich zugeschickt. Mir verschwieg er's. August mußte nach Belvedere hingehn, um Lorbeer- und Zitronenzweige zu holen. Bei Tisch wußte ich noch nichts davon. Nach dem Essen sagte Goethe zur Vulpius: „Mein Kind! der Voß sieht mir noch so hungrig aus; man sollte doch das Gastrecht nicht verletzen und seinen Freunden wenigstens satt zu essen geben." Ich ent-

Digitized by Google

ſchuldigte mich in demſelben luſtigen Ton, ich ſei voll ſatt. Es half nichts; Auguſt mußte hinausgehn und den Nachtiſch holen. Er kam wieder mit einer großen Schüſſel, die er mir auf den Kopf ſetzte. Nun mußte ich verſprechen, wenigſtens noch einen Biſſen zu eſſen, und vor mir hin wurde das Gericht geſtellt. Denke Dir mein Erſtaunen! Ich ſah Goethe an und wußte nichts zu ſagen. Nun wurde mir ſehr herzlich von Goethe, Auguſt und der Vulpius zu meiner neuen Würde gratuliert, Goethe ſchloß mich in ſeine Arme und nannte mich zum erſtenmal ſeinen „lieben Sohn“, ein ſchmeichelndes Wort, welches er nachher oft wiederholt hat. Gleich darauf ſtellte ſich ſeine fröhliche Laune ein. „Es iſt geraten,“ ſagte er zur Vulpius, „daß wir des neuen Doktors Geſundheit in Champagner trinken.“ Sie mußte in den Keller und brachte den Göttertrank; wir hatten ſchon anderthalb Flaſchen getrunken, aber dieſer Nektar mußte doch noch hinzu. Wir haben die Flaſchen bis auf den letzten Tropfen geleert. Während dieſer Operation wurde ich immer Doktor genannt, ich proteſtierte dagegen. „Nein,“ ſagte Goethe, „heute bleibt Er's und morgen auch aus Strafe, daß Er Doktor geworden iſt. Morgen Abend haben wir eine kleine Geſellſchaft, wo auch der neue Doktor Bode ſein wird; da ſoll der beiden Herren ehrenfeſte Geſundheit getrunken und Euch der Doktor wieder abgenommen werden.“ Dann drückte er mir freundlich die Hand und ſagte: „für uns ſollen Sie der gute Voß bleiben.“ Unterdeß wirkte der Champagner. Ich ward nicht bloß ſelig, ſondern überſelig. — — Als wir aufſtanden, war mir der Kopf ein bißchen

Digitized by Google

schwerer als gewöhnlich, vielleicht Goethen auch; denn er war über die Maßen lustig. Wir gingen noch ein paar Stunden spazieren, und im Park hielt mir Goethe eine Vorlesung über die Naturgeschichte."[1]) Ein andermal waren mit Voß auch junge Damen geladen. „Es wurde bei Tisch gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war am lustigsten. Ich bat gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August, mir einen Schlag zu geben mit den Worten: „Schicks weiter!" Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar, und so gings weiter bis zur Maaß, die neben Goethe saß. Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klaps zu geben. Goethe drehte sich zu ihr und küßte sie und darauf seine andere Nachbarin mit den Worten: „schick's weiter!" Die will durchaus nicht, wahrscheinlich, weil ihr der Nachbar nicht anstand. „Nun," sagte Goethe, „wenns nicht so herum will, muß es retour gehen," läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß und so gehts fort bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehen mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte."[2])

Man kann sich denken, wie dankbar die Jüngeren für solche Kameradschaftlichkeit waren. „Wenn wir jungen Leute um Goethe sind," schreibt derselbe Voß, „gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister

---

[1]) Heinrich Voß an Boie 1804 bei Biedermann I, 276. — [2]) Brief von Heinr. Voß 1804. —

Digitized by Google

zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zu dem Freunde spricht, eine Humanität, die seine Jünger nur fester an ihn kettet." Und begeistert fährt er fort: „Dem Manne verdanke ich ja fast eben so viel als meinen Eltern: er hat mir ja Mut und Selbstvertrauen in die Seele geflößt und weiß mir doch durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen zu erhalten."

Aus den nächsten Jahren haben wir noch ein paar gute Schilderungen vom lustigen Goethe. Der Historiker Luden war am 18. August 1806 mit ihm am Abendtisch bei Knebels in Jena.[1])

„Anfangs wurde hin und her geplaudert in gewöhnlicher Weise; kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise; er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen, im besonderen von seinem letzten Aufenthalte in Karlsbad, charakterisierte die Menschen auf das lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich. . . Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar. An diesem Lachen nahm Goethe selbst nur mäßigen Anteil, schien aber mit großer Lust in dasselbe hineinzuschauen. . .

„Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, ist mir noch im Gedächtnis. Aber sie zu erzählen wage ich nicht, jedenfalls würde das Anmutigste und Pikanteste fehlen: Goethes Augen, Stimme und Ge-

[1]) Biedermann II, 36.

Digitized by Google

berdenspiel, denn er erzählte nicht bloß, sondern stellte alles mimisch dar. Besonders kam er wiederholt auf zwei alte Gräfinnen, mit welchen er in Verkehr gebracht worden war. Sie hätten einen unermeßlichen Umfang gehabt und deswegen eine bewunderungswürdige Unbeweglichkeit gezeigt, sobald sie einmal Platz genommen. Dabei hätten sie eine große Geläufigkeit der Zunge behalten und ein endloses Geschwätz geführt. Ihre Stimme sei jungfräulich gewesen, sei aber oft, wenn sie lebhaft geworden oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nötig gehalten, bald in ein artiges Krähen, bald in ein girrendes Zwitschern übergegangen. „Mir selbst," sagte Goethe, „waren die wunderlichen Kugelgestalten dieser Damen am merkwürdigsten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menschen, Mann oder Weib, gelingen könne, es zu einer solchen Masse zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menschlichen Haut nicht für so grenzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre erhielt, einmal mit den edlen Damen zu speisen, wurde mir alles klar. Wir andern wissen doch wahrlich auch, was essen und trinken heißt, und ich denke, wir geben unserer vortrefflichen Wirtin einen schlagenden Beweis, aber ein solches Essen — vom Trinken sage ich nichts — überstieg doch meine Vorstellungen. Jede der beiden Damen nahm z. B. sechs harte Eier zum Spinat, schnitt jedes Ei in der Mitte durch und warf das halbe Ei mit so großer Leichtigkeit hinunter wie der Strauß ein halben Hufeisen."

Noch eine Anekdote erzählt Luden mit Goethes eigenen Worten:

Digitized by Google

„In meiner Art auf und ab wandelnd, war ich ſeit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf ſein Rohr mit goldenem Knopfe geſtützt, dieſelbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es ſei ein vormaliger hochverdienter General aus einem alten, ſehr vornehmen Geſchlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich ſcharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, ſtehen blieb und mir nachſchaute. Indes war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl ſchon begegnet iſt. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzuſehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anſtändig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an:

„Nicht wahr, Sie nennen ſich Herr Goethe?“

Schon recht.

„Aus Weimar?“

Schon recht.

„Nicht wahr, Sie haben Bücher geſchrieben?“

O ja.

„Und Verſe gemacht?“

Auch.

„Es ſoll ſchön ſein.“

Hm!

„Haben Sie denn viel geſchrieben?“

Hm! es mag ſo angehn.

„Iſt das Verſemachen ſchwer?“

So, ſo!

Digitized by Google

„Es kommt wohl halter auf die Laune an? ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?“

Es ist mir fast so vorgekommen.

„Na, schauen S'! da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen.“

Hab auch schon daran gedacht.

„Na, schauen S'! in Wien ists gut, es wird gut gegessen und getrunken.“

Hm!

„Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können.“

Hm!

„Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, — wenn S' sich gut halten, schauen S' und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme.“

Hm!

„Kommen S' nur! Melden S' sich bei mir, ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte ist notwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopfe habe.

Werde nicht verfehlen.

„Aber sagen S' mir doch, was haben S' denn geschrieben?“

Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch.

„Es soll halter berühmt sein.“

Hm! Leidlich.

„Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch

Digitized by Google

früher nichts von Ihnen gehört habe! Sind ſchon neue, verbeſſerte Auflagen von Ihren Schriften erſchienen?"

O ja! Wohl auch.

„Und es werden wohl noch mehr erſcheinen?"

Das wollen wir hoffen.

„Ja, ſchauen S', da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; ſonſt hat man immer den Ärger, ein ſchlechtes Buch zu beſitzen, oder man muß dasſelbe Buch zum zweitenmale kaufen; darum warte ich, um ſicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das iſt Grundſatz bei mir, und von dieſem Grundſatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen."

Hm!"

— — In ähnlicher luſtiger Laune war Goethe am 15. Auguſt 1809 bei Griesbachs in Jena. Die jüngeren Damen wußten an einer weimariſchen Schauſpielerin allerlei auszuſetzen. Goethe nahm ihre Partie und zeigte mit Wort und Geberde, wie, wenn man ihrem Körper hier ein weniges wegnähme, dort anſetzte u. ſ. w. eine gar ſtattliche Geſtalt zutage kommen würde; das machte er ſo ernſthaft-komiſch, daß der alte Wieland nicht aus dem Lachen kam; er bat wiederholt Goethen um Quartier, endlich kauerte er nieder und zog ſich die Serviette über den Kopf und drückte ſie gegen den Mund.

Goethe war von Haus aus ein wenig Schauſpieler; in der Regel gab er ſich zwar, ſtolz oder beſcheiden, genau ſo, wie er war, aber oft machte es ihm doch auch Vergnügen, eine fremde Rolle zu ſpielen, oder nach Art des Schauſpielers zu reden, um ſich oder andern einen Spaß

Digitized by Google

zu machen. Wir sahen das eben schon. Als einer seiner besten Freunde, Zelter aus Berlin, mit dem Wunderknaben Felix Mendelssohn im November 1821 bei ihm zu Gast war, wollte er den Felix schneller wieder entführen, als der weimarischen Jugend erwünscht war; auch Felix blieb lieber da, statt mit nach Jena und Leipzig zu gehn. Adele Schopenhauer schlug vor, daß sie alle zu Goethes hingehn, sich da dem Professor Zelter zu Füßen werfen und um ein paar Tage Aufschub flehn wollten. Und Goethe half ihnen. Zelter wurde in die Stube geschleppt, „und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehn und wiederzukommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er Goethes Willen thun wird. Nun wurde Goethe von allen bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen: ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede.“[1])

Hier sehen wir, wie seine Umgebung ihn liebte; ähnlich geliebt, aber feierlicher, erscheint er uns an einem Frühlingstage 1818 auf der Dornburg. Der Kanzler v. Müller, Karoline Freifrau v. Egloffstein und andere waren um

---

[1]) Felix Mendelssohn brieflich 10. Nov. 1821, Biedermann IV, 151.

Digitized by Google

ihn herum. „Sein großes Auge ſtrahlte in milderem Glanze, und über ſeine ſchönen klaſſiſchen Züge war die reinſte Heiterkeit verbreitet. Die ſtarre Maske, welche er aus Verlegenheit und Konvenienz vorzuhalten pflegte, hatte er abgelegt und ſtand nun in ſeiner ganzen Erhabenheit vor uns.“ So Frau v. Egloffſtein, und der Kanzler fährt fort: „Wir lauſchten aufmerkſam jedem Worte, das dem teuren Munde beredt entquoll, und waren möglichſt bemüht, durch Gegenrede und Einwurf immer lebendigere Äußerungen hervorzulocken. Es war, als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umriſſe der Weltgeſchichte vorübergingen, die ſein gewaltiger Geiſt in ihre einfachſten Elemente aufzulöſen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm ſein ganzes Weſen etwas Feierlicheres an, ich möchte ſagen etwas Prophetiſches. Dichtung und Wahrheit verſchmolzen ſich in einander und die höhere Ruhe des Weiſen leuchtete aus ſeinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und teilnehmend, weit geduldiger als ſonſt in Beantwortung unſerer Fragen und Einwürfe, und ſeine Gedanken ſchienen wie in einem reinen ungetrübten Äther gleichſam auf und nieder zu wogen.

„Doch nur allzuraſch entſchlüpften ſo köſtliche Stunden. „Laßt mich, Kinder,“ ſprach er, plötzlich vom Stuhle aufſtehend, „laßt mich einſam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach ſolchem Geſpräch geziemt dem alten Merlin, ſich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ Wir ſahen ihm lange und frohbewegt nach, als er, in ſeinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Thal hinabſtieg, bald bei dieſem, bald bei jenem Geſtein,

Digitized by Google

oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend, und die ersteren mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich entschwand."

* * *

Goethe gehörte einigen gelehrten Gesellschaften und dem Freimaurer-Orden an, aber für sein geselliges Leben hatten diese Vereine keine sehr große Bedeutung. Freimaurer wurde er 1780, den Meistergrad erhielt er 1782, aber im selben Jahre wurde die Weimarer Loge Amalia, der er angehörte, wegen Systemstreitigkeiten geschlossen und in den nun folgenden Zeiten hatte Goethe vom ganzen Ordenswesen keine gute Meinung. Nur auf dringenden Wunsch des Herzogs half er 1808 bei der Erneuerung der Weimarer Loge mit. Es dauerte jedoch nicht lange, daß er bessere Eindrücke von den Arbeiten der Gesellschaft bekam; die tüchtigsten Männer der Stadt schlossen sich ihr in sehr großer Zahl an, sogar der alte Wieland wurde noch Logenbruder und einer der eifrigsten. Als er „in den großen Osten" einging, hielt Goethe ihm in der Loge die bekannte schöne Gedächtnisrede. Zwei Jahre später, 1815, sah er seinen Sohn in den Orden eintreten, und aus dieser Zeit stammen die freimaurerischen Lieder des Dichters, besonders das „Symbolum". Zweimal wählten die Brüder ihn zum „Meister vom Stuhl", aber beide Male lehnte er ab. 1817 bat er, ihn vom Besuch der Logen zu entbinden, da er nicht regelmäßig kommen könne, aber auch nicht nachlässig erscheinen wolle.

Digitized by Google

Gelegentlich ist er wohl noch manches Mal in dem vertrauten Kreise erschienen; bei seinem fünfzigjährigen Maurerjubiläum im Juni 1830 wurde er zum Ehrenmitgliede der Loge ernannt. Der Kenner von Goethes Werken weiß, daß namentlich im „Wilhelm Meister" freimaurerische Gedanken deutlich werden.[1])

Die gelehrten und heiteren Vereine, die mit ihren Vorträgen, Beratungen, Jubiläen und Gelagen seinen Berliner Freund Zelter schon ähnlich in Anspruch nahmen wie uns Heutige, drangen damals noch nicht bis in seine stille Kleinstadt. So kommen für Goethes geselliges Leben nur kleine intime Vereinigungen in Betracht, die keinen Anspruch auf lange Dauer oder auf große Bedeutung für das Gemeinwohl erhoben. In „Dichtung und Wahrheit" hat er uns ein paar lustige Vereine in Frankfurt und Wetzlar geschildert.[2]) Um sich die zum alten deutschen Reichsgericht zugehörige Langeweile zu vertreiben, hatte sich seine Tischgesellschaft in Wetzlar als Ritterorden mit Heermeister, Kanzler und anderen hohen Beamten konstituiert; ein jeder trug einen Rittternamen, Goethe war natürlich Götz von Berlichingen. Man trieb die komischsten Sachen mit ernsthaftester Miene: eine Mühle wurde als Schloß, der Müller als Burgherr geehrt; was allen offenbar war, mußte als Geheimnis behandelt werden u. s. w. Eine Zeit lang machte es Goethen viel Spaß, diesen Unsinn noch weiter auszubilden. Als er dann nach Frankfurt zurückkehrte, trat

---

[1]) Vgl. Scholz, Goethe und die Freimaurerei, Westerm. Monat Juli 1901. — [2]) II, 6; III, 15; III, 12.

Digitized by Google

er in einen Kreis von Freunden und Freundinnen wieder ein, die sich an ähnlicher Schauspielerei vergnügten. Schon in früheren Jahren waren sie einmal jede Woche zu Lande oder zu Wasser in die Umgegend gezogen, und damals hatte ein witziger Anführer mit Glück angeordnet, daß bei jedem Ausfluge die Paare ausgelost wurden, die sich während der Partie artig gegen einander zu benehmen hatten; erst bei der allgemeinen Trennung durfte sich der wirkliche Liebhaber nahen, um seine Dame nach Hause zu führen. Jetzt, 1774, bestand diese Gesellschaft noch fort, und nun schlug ihr Anführer vor, daß alle acht Tage wieder gelost werde, aber nicht um liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie sich Liebende betragen, wüßten sie schon; nun aber müßten sie lernen, sich wie Ehegatten in Gesellschaft zu benehmen. So geschah es und es machte natürlich viel Spaß. Bei Goethen traf es der Zufall, daß er dreimal hinter einander ein recht liebes Mädchen, Anna Sibylla Münch, als Gattin zugewiesen erhielt, und wenn er nun auch als Gatte nicht neben ihr sitzen und nicht viel mit ihr sprechen durfte, so duzten sie sich doch und gewöhnten sich so daran, daß sie auch sonst dabei blieben. Als er eines Abends die Schrift des Beaumarchais gegen Clavigo vorlas, sprach seine „Gattin" den Wunsch aus, daß aus diesem Stoffe ein Schauspiel werde; das nächste Mal brachte Goethe seinen Clavigo mit.

An diese Jugendvereine mußte Goethe oft zurückdenken. Im Herbst 1801 erschien er plötzlich einmal in einer Damengesellschaft bei dem klugen, verwachsenen

Digitized by Google

Hoffräulein Luiſe von Göchhauſen, und begann vor den überraſchten Damen alsbald eine Strafpredigt über die verderbte Geſelligkeit, die jetzt herrſche. Mit den grellſten Farben ſchilderte er die Geiſtesleerheit und Gemütloſigkeit, die ſich überall, beſonders aber im geſelligen Verkehr, bemerklich mache. Wieviel gemütlicher ſei es doch früher geweſen! Seinen ganzen Zorn ergoß er über den Teufel der Hoffart, der die Genügſamkeit und den Frohſinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichſte Langeweile eingeſchmuggelt habe. Dann ſchlug er einen Reform-Verein vor und zwar eine cour d'amour. Sein Vorſchlag wurde angenommen und die phantaſtiſche Geſellſchaft bildete ſich: ſieben Paare gehörten dazu: Goethe und Gräfin Henriette v. Egloffſtein, v. Wolzogen und Schillers Gattin, Schiller und Frau v. Wolzogen, Kammerherr v. Einſiedel und Frau Hofmarſchall v. Egloffſtein, deren Gatte und Fräulein v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffſtein und Amalie v. Imhof, Heinrich Meyer und Fräulein v. Göchhauſen. Es war ausgemacht, daß man jeden Mittwoch Abend nach dem Theater in Goethes Hauſe zuſammenkommen wollte; die Damen ſorgten für das Eſſen, die Herren für den Wein. Aber dieſe Geſellſchaft wurde nicht ſo unterhaltend, wie man gehofft hatte, und man klagte über Goethes Steifheit, Pedanterie und Tyrannei. Als ſich Kotzebue hineindrängen wollte, der Goethen höchſt zuwider war, fehlte es auch nicht an Zwiſtigkeiten.

Noch im Alter wünſchte ſich Goethe wieder eine ähnliche Vereinigung. Es war im Herbſt 1823, wo er ſich recht verlaſſen und gedrückt fühlte, zumal da ſeine „letzte

Digitized by Google

Liebe" ihm viel zu schaffen machte; eines Abends riet ihm der verständige Kanzler größere Geselligkeit an. Aber zu Hof mochte Goethe nicht gehn und so meinte er: „Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen. Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet sein, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte . . . So wäre denn ein ewiger Thee organisiert . . ." Goethe vergaß diesen Plan schnell wieder; er war auch längst viel zu sehr Einspänner geworden. Wenn die Gelegenheit es gab, war er noch manchmal in fröhlicher Gesellschaft der herrschende Geist, aber je länger, je mehr beschränkte er sich auf die stillen Zusammenkünfte mit einem einzigen oder zweien der vertrauten Freunde und Gehilfen.

Digitized by Google

VII.

Männerfreundschaften.

Wäre Goethe nichts weiter gewesen als der Freund seiner Freunde, so müßten wir ihn zu den Edelsten und Nützlichsten unseres Volkes rechnen. Denn nicht wenige seiner besten Zeitgenossen fühlten sich von der persönlichen Bekanntschaft mit ihm emporgehoben und gefördert; einigen half er drei, vier, ja fünf Jahrzehnte und darüber als ihr guter Genosse, das Leben leichter zu tragen. Wäre er der Egoist gewesen, als den ihn seine grundsätzlichen Gegner heute noch verschreien, so hätten nicht so viele tüchtige Männer ihn mit dankbarer Liebe geliebt.

Seinen Bund mit Schiller rechnen wir Deutschen zu dem, wofür wir als Nation dankbar sein müssen; Rietschels Standbild der beiden Freunde vor dem Hoftheater zu Weimar ist eines der wenigen volkstümlichen Denkmäler. Wer größer sei, Schiller oder Goethe, war zu ihren Lebzeiten mehr als heute ein beliebtes Thema: sie selber machten sich keine Gedanken darüber und genossen es freudig, daß sie aneinander sich bilden und noch höher wachsen konnten. Kotzebue suchte einmal

Digitized by Google

Schiller auf Goethes Kosten zu verherrlichen, aber beide Freunde verhinderten seine geplante, bös gemeinte Schiller-Feier energisch. Und 1825 sagte Goethe: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.“[1]) Des Freundes Gedächtnis hielt er stets in höchsten Ehren. Wenn etwa Holtei Schillers Bearbeitung des „Egmont“ tadelte, so erwiderte er: „Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir.“[2]) Ein wohlmeinender General gab Goethen einst den Rat, er solle doch, um ebenso populär zu werden, auch ähnlich schreiben wie Schiller. „Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander,“ erzählt Goethe, „denn ich kannte sie doch besser als er.“[3])

Als Schiller einmal mit seinen Nachfolgern verglichen wurde,[4]) brauchte Goethe ein drastisches Gleichnis. „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer heraus kam als das Beste dieser Neuern; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herrn.“

Auch über sich selbst stellte er den Freund zuweilen. „Schiller war ein ganz andrer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen.“[5]) Das höchste Lob aber zollte er ihm in einem Briefe an Zelter.[6]) Er sagt da, es sei Schillern

[1]) Zu Eckermann 12. Mai 1825. — [2]) 1828, Biedermann IV, 267. — [3]) Eckermann, 14. April 1824. — [4]) Vgl. Eckermann 17. Januar 1827. — [5]) Zu v. Müller am 1. März 1830. — [6]) Vom 9. November 1830.

Digitized by Google

eine Christus-Tendenz eingeboren gewesen. „Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Seine innere Beschäftigung ging dahin. Es sind noch Manuskriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer,[1]) die eine Zeit lang in seiner Familie lebte. Diese hat einfach und treulich notiert, was er zu ihr sprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als sie ihm Thee machte und sonst; alles Unterhaltung im höheren Sinne, woran mich sein Glaube rührt: dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. Und doch ist es aufgenommen worden und hat genutzt; gerade wie im Evangelium: Es ging ein Säemann aus zu säen."

Wie lieb er den spät gefundenen Freund im Leben hatte, lesen wir mit Rührung aus dem Berichte des jungen Voß vom Mai 1805. Man muß dabei bedenken, daß Goethe seine tiefsten Gefühle zu verbergen und gewaltsam zu verscheuchen stets bemüht war. „In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten: sein Geist weinte, nicht seine Augen, und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte und wenige Augenblicke nachher sprach er von heiteren Dingen.

[1]) Goethe meint mit diesem zu jener Zeit anders als heute gebräuchlichen Worte Frl. v. Wurmb.

Digitized by Google

„Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethen beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethen, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethen zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war; man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen.

„Er ist tot?" fragt Goethe mit Festigkeit. — „Sie haben es selbst ausgesprochen," antwortete sie. „Er ist tot!" wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen. —

„Um 10 Uhr sehe ich Goethe im Park gehen; ich hatte aber nicht den Mut, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. — — —

„Jetzt spricht Goethe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heiteren Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf."

* * *

Digitized by Google

Auch als der Großherzog Karl August unvermutet auf einer Reise gestorben war, hatte niemand den Mut, es Goethen zu sagen. In seinem Garten war gerade ein Konzert von Tyrolern, die Zither spielten und jodelten und den jungen Leuten besser gefielen als ihrem Meister. Die ganze Gesellschaft, der man die Nachricht zugeflüstert hatte, verschwand, so oder so, und Goethe konnte ihr Benehmen nicht begreifen, bis sein Sohn allein mit ihm war und ihm das Ereignis mitteilte. Eckermann besuchte ihn spät am Abend. „Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht," sagte er, „ich wollte vor ihm hingehn; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehn will."

Anfangs war Goethe fast in allen Dingen der Mentor des jungen, wilden Fürsten gewesen; mit der Zeit aber hatte sich das geändert. Karl August wurde ein Anderer, Goethe bekam allmählich großen Respekt vor ihm, und sie standen sich bald als zwei geistig Gleiche gegenüber, von denen der Ältere wohl in jenen Aufgaben überlegen war und sich deshalb Urteil und Entscheidung vorbehielt, die wir jetzt dem Kultusministerium unterstellen, während der jüngere Fürst in allen übrigen Gebieten des politischen Lebens selbständig und seines Freundes Autorität wurde. Sie hatten beide Grund, sich einander vollständig anzuvertrauen, einander große Macht einzu-

Digitized by Google

räumen. In den ersten Tagen schon hatte der fürstliche Jüngling Goethes Wert erkannt, und es ist eine Lust, seine entschiedene Freundschaft für den Frankfurter Belletristen zu sehn, gegen den der alteingesessene Adel doch viel einzuwenden wußte. Der erste Beamte des Landes, Minister v. Fritsch, erklärte am 24. April 1776, daß er in einem Kollegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe werden solle, nicht länger sitzen könne. Darauf antwortete Karl August ebenso entschieden: „Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein Jeder Ihren Entschluß billigen; Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen ... Sein Kopf und Genie ist bekannt ... Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert garnichts; die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können.“ Diese Verehrung Goethes zeigte Karl August auch fernerhin gern. Als er 1789 bei seinem preußischen Kürassier-Regimente in Halberstadt seinen militärischen Neigungen sich hingab, führte er Goethes Bild als Siegel. „Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken.“ Und Goethe erwiderte solche Freundschaft mit dankbarem Herzen. Der sonst so stolze und selbstherrliche Mann wurde aus tiefster

Digitized by Google

Überzeugung Karl Augusts Diener. Nach manchen gemeinsamen Erlebnissen und nach der Krisis, die die italienische Reise für Goethe bedeutete, schrieb er aus Italien an den fürstlichen Freund: „Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich. Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe ein so großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag.“ Und ebenso gestand Goethe noch in alten Tagen oft, wie gern er sich von Karl August leiten lasse. Als er 1815 mit Sulpiz Boisserée von Karlsruhe nach Heidelberg fuhr, sprach Goethe davon, wie leicht Andere ihn beeinflussen könnten, daß einige unheilvoll für ihn wären, andere ihm Glück brächten. Alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend. Vom Herzog lasse er sich gern influenzieren, denn er bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem. „Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Not und Sorge gemacht,“ sagte Goethe 1828 zu Eckermann. „Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken.“

Und weiter: „Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebensoviel war, wo nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edeln Menschen entgegenzu-

Digitized by Google

kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren. Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere in sich selber." Eckermann dachte an das überaus schlichte Auftreten des berühmten Fürsten. „Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Cigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheinen nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu sein."

„Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn," erwiderte Goethe, „wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

Die letzten Festtage der Freundschaft zwischen Fürst und Dichter waren ihre Jubiläen. Am 3. September 1825 waren für Karl August fünfzig Jahre seiner Regierungszeit abgelaufen; Goethe war an jenem Tage der erste Gast im „römischen Hause" des Parkes. Nach stummer Umarmung traten beide an ein Fenster und Karl August dachte an einen Vers aus den Tagen, wo sie beide als Jünglinge in Tiefurt fröhlich waren:

Digitized by Google

Nur Freundeslieb
Und Luft und Licht!
Verzage nicht,
Wenn das nur blieb!

Als dann am 7. November desselben Jahres der Tag kam, wo Goethe vor einem halben Jahrhundert in Weimar eingezogen war, ließ Karl August an die Straßenmauern einen Erlaß an den Geheimrat und Staatsminister von Goethe anschlagen, in dem er öffentlich dankte für „die Treue, Neigung und Beständigkeit seines Jugendfreundes," und in dem er erklärte: „seinem umsichtigen Rat, seiner lebendigen Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen verdanke ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen, und ihn für immer gewonnen zu haben, achte ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung." — — —

* * *

Die herzlichste Liebe und das aufrichtigste Vertrauen hat Goethe jedoch einem Manne entgegengebracht, der kein Fürst eines Landes und kein Fürst des Geistes war: einem ehemaligen Maurergesellen, der sich durch sein musikalisches Talent zu einer Doppelstellung als Maurermeister und Leiter eines Gesangvereins emporgearbeitet hatte: dem Berliner Karl Friedrich Zelter. Schließlich brachte Zelter es zum Professor der Musik und anderen Ämtern und Ehren, und nicht bloß weil er ein prächtiger, tüchtiger Mensch war, sondern auch weil man ihn in Berlin als „Goethes Freund" kannte und ihn als

Digitized by Google

Ministerresidenten der weimarischen Großmacht zu achten hatte. Wer den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, den Riemer in sechs Bänden herausgegeben hat, liest, fragt bald nicht mehr, warum der berühmte Dichter sich just den musizierenden Maurermeister zum Freunde auserwählte. Goethe liebte in Zelter den ihm bequemen Lehrer und Berater in musikalischen Dingen, den ihm am besten verständlichen Komponisten von hunderten seiner Lieder, den Gesinnungsgenossen in Kunst- und Lebensfragen, den dankbarsten Schüler, den schwärmerischsten Anbeter, den echten Berliner mit der derben, drolligen Ausdrucksweise, den witzigen Aufheiterer seines oft zu allzugroßem Ernste neigenden Geistes. Und Goethe wußte auch, daß in diesem Briefwechsel Zelter die wertvolleren und besser geschriebenen Briefe hergab. Nicht nur jeder Besuch, sondern auch mancher Brief Zelters war Goethen eine Festesfreude. Was aber Goethe seinem Freunde war, hat dieser hundertmal mit Dank gerühmt. Am 15. Juli 1803 schrieb der einsame vierzigjährige Zelter aus seiner Zwitterstellung zwischen Handwerk und Kunst nach Weimar: „Alles um mich her in dieser großen Stadt lebt von dem, was es liebt, und ihm ist wohl bei dem, was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen, was ich liebe, und was ich bin, soll ich nicht sein. Was ich so machen kann, wie es keiner macht, verlangt keiner, und was die meisten wenigstens ebenso gut als ich können, giebt mir ein saures Brot. . . . So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen.“ Und am 17. Januar 1829

Digitized by Google

denkt derselbe Mann zurück an seinen ersten Besuch in Weimar und weiß nicht zu sagen, was ihm damals dort nicht gefallen hätte. „Ich war wie das Kalb, das aus der Kuh kommt, als wenn ich zum erstenmale die Sonne sähe. Ich hatte 54 Gesellen in Arbeit und 11 lebende Kinder zu Hause gelassen.“ Zwei Jahre nach der ersten Zusammenkunft sah er Goethen in Lauchstädt und „ich habe neue Lebenskraft getrunken,“ heißt es im nächsten Briefe.[1]) „Ihre Nähe hat mich erwärmt, aufgeklärt, erhoben, befreit, und mir ist zu Mute, wie einem sein muß, den irgend ein Bad oder Klima von einer schleichenden Krankheit befreit hat.“

Die größte Wohlthat erwies Goethe seinem Freunde, als dessen Stiefsohn sich das Leben nahm. Da schrieb er ihm nicht nur Worte, die ihn mit dem Gestorbenen aussöhnen mußten, sondern er gab ihm statt des Sohnes sich selbst als Bruder. „Dein Brief, mein geliebter Freund“ . . begann er, der sich selbst mit Schiller nicht geduzt hatte, der nur zu wenigen Freunden aus weinfröhlicher Jugendzeit Du sagte, und er fuhr fort: „Über die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das Taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß aber Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so

[1]) Am 25. August 1805.

Digitized by Google

wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte." Das war ein echt goethischer Trost: auch ich bin ein schwacher Mensch, ich kann nicht richten. Und Zelter war entzückt:

„Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Bild sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehre! Wenn das Weimarische Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehn, und ich halte es dann lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und küsse es."[1])

So dankbar-liebreich ließ Zelter sich noch manches Jahr hindurch vernehmen. „Schreib nur bald wieder. Wenn mir der Briefträger Deinen Brief bringt, macht er ein Gesicht, als wenn ich sein Mädchen wäre."[2]) Oder ernster: „Du hast (vom Schicksal) viel mehr erfahren und bist ein andrer Kerl; wir haben's aber auch nach unserm Maß genossen, dünn und dick, und Gott weiß, wie ich's getragen hätte, wenn Du nicht gewesen wärest, wenn Dein herkulisches Vorbild nicht vor mir einhergegangen wäre." Und als man in Berlin erzählte, Goethe sei auf den Tod krank, da bittet er:[3]) „Wenn Du gehst, nimm mich mit, nimm den treuen Bruder mit!" Und das war keine Phrase; als sein Meister vierzehn

---

[1]) 24. Dezember 1812. — [2]) 19. Juni 1825. — [3]) Am 21. Juni 1818.

Digitized by Google

Jahre später wirklich die Augen schloß, da verglomm auch Zelters Lebensflamme; nach zwei Monaten lag auch er im Grabe.

* * *

Als Ortsfreunde und häufige Hausgenossen Goethes kennen wir für sein Alter neben dem Kanzler v. Müller namentlich den Kunsthistoriker Meyer, den Gymnasialprofessor und Bibliothekar Riemer und den Litteraten Eckermann, den schon Zelter den „getreuen Eckart" nannte. Zahn zeichnet sie uns in Karikatur, wie er sie im September 1827 an Goethes Tafel sah: „Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen, den man wegen seiner schweizerischen Mundart den „Kunschtmeyer" nannte, verweilte auf dem Antlitze seines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebensoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten." Zwischen Goethe und Meyer war in der That ein rührend schönes Verhältnis. Goethe, der seine Freunde überhaupt gern lobte, hielt Meyers Kunstgeschichte für ein ewiges Werk und gab auf sein Urteil sehr viel. Er überschätzte ihn in seinem Fache ebenso wie Zeltern als Komponisten und Musikkritiker. Wenn er Meyern schalt,

Digitized by Google

so war es im Scherz. „Wer mit mir umgehen will," sagte er 1827 einmal zu Meyer und Kanzler Müller, „muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben und ertragen wie eines Andern Schwachheit und Steckenpferd. Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal! Ich bin sicher, im Innern ist er zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich für ein schwaches Licht. Er sollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauspiel!" Aber wenn der alte Meyer auch nicht donnerte und polterte, so hatte ihn Goethe doch sehr lieb. Sein letzter Sekretär, Schuchardt, erzählt: „Die beiden Alten hatten sich zuletzt so in einander verschmolzen, daß einer ohne den andern nicht leben konnte. Oft saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beieinandersein befriedigt." Schon 1823 sagte Goethe von Meyer: „Den Tod dieses Mannes wünschte ich nicht zu überleben." Und als Goethe zuerst starb, da hatte auch Meyer keine Lebenskraft mehr; auch er folgte wie Zelter schon nach einigen Monaten dem berühmten Freunde.

* * *

Als Jüngling, im Jahre 1773, hatte Goethe an Kestner, Lotte Buffs Bräutigam, einmal geschrieben: „Der Kreis von edlen Menschen ist das Werteste alles dessen, was ich errungen habe." Diese Hochschätzung der Freundschaft behielt er sein Leben lang bei, und er, der Zeitgeizige, hatte stets Zeit für das Leben mit seinen Freunden. Er arbeitete ihre Arbeiten mit, indem er sich

Digitized by Google

alle Fragen, die sie beschäftigten, mit durch den Kopf gehen ließ. Und welch ein lebhaftes Schaffen ging in der Gelehrten-Republik Weimar-Jena vor sich! Im März 1797 schildert es Goethe von Jena aus seinem alten Freunde Knebel: „Schiller ist fleißig an seinem Wallenstein, der ältere Humboldt arbeitet an der Übersetzung des Agamemnon von Äschylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Caesar von Shakespeare, und indem ich so sehr Ursache habe, über die Natur des epischen Gedichts nachzudenken" — er gab damals „Hermann und Dorothea" den Freunden zu lesen — „so werde ich zugleich veranlaßt, auch auf das Trauerspiel aufmerksam zu sein, wodurch denn manches besondere Verhältnis zur Sprache kommt. Dabei bringt noch die Gegenwart des jüngeren v. Humboldt, die allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen, alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein kann. . . Nimmst Du nun dazu, daß Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre im Philosophischen Journal herauszugeben anfängt, so wirst Du leicht sehen, daß man manchmal nicht wissen mag, wo einem der Kopf steht, besonders wenn noch reichliche Abendessen die Nacht verkürzen und die den Studien so nötige Mäßigkeit nicht begünstigen."

Aus diesen Zeilen lesen wir heraus, was für Goethes Freundschaften kennzeichnend ist. Sie sind in hohem Maße Gemeinschaften zur Förderung in der Arbeit. „Das sicherste Mittel, ein freundliches Verhältnis zu hegen und zu pflegen, finde ich darin, daß man sich wechselweise mitteile, was man thut. Denn die Menschen

Digitized by Google

treffen viel mehr zusammen in dem, was sie thun, als in dem, was sie denken." So schreibt er im Dezember 1798 an Herder, und gerade Herder, den er schon als Student zu verehren gelernt, den er nach Weimar gezogen, dem er auch in Geldnöten die besten Dienste geleistet hatte, gerade Herder ließ ihn so oft fühlen, wie Freundschaften *nicht* sein sollen. Im selben Briefe bittet ihn Goethe in zarten Andeutungen, von den Neigungen abzulassen, die die Freundschaft ersticken. „Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von *einer* Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns dann eine Zeit lang täuschen, das aber nicht lange dauern kann." Deutlicher spricht sich Goethe in den Annalen von 1803 über das Gift aus, das diese Freundschaft vieler Jahre zerstörte: „Schon drei Jahre vor seinem Tode hatte ich mich von ihm zurückgezogen, denn mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein. Wie leicht ist es, irgend jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihn in heitern, offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel seiner

Digitized by Google

Gattin, seiner Kinder, seiner Zustände, seiner Wohnung, mit einem scharfen, treffenden, geistreichen Wort erinnert. Dies war ein Fehler früherer Zeit, dem er aber nachhing, und der zuletzt jedermann von ihm entfremdete. Fehler der Jugend sind erträglich, denn man betrachtet sie als Übergänge, als die Säure einer unreifen Frucht; im Alter bringen sie zur Verzweiflung."

Wenn Goethe es noch nötig gehabt hätte, von Herder hätte er es lernen können, daß das Hineinmischen in des Andern Angelegenheiten, das Raterteilen, Belehren und Kritisieren nicht zum Gedeihen der Freundschaft beiträgt. „Rat und That muß Jeder bei sich selber suchen," war sein Grundsatz.

Aber wir dürfen Goethes Freundschaften auch nicht allzusehr als Arbeitsgemeinschaften betrachten. Wie wir andern, liebte er die Bekannten, die ihn fröhlicher stimmten — Zelter z. B. — oder die ihn am besten verstanden oder die ihm geistig verwandt oder in der Stellung zu Welt- und Zeitfragen seine Genossen waren. So mußte ihm Knebel, mit dem er von 1775 bis 1832 in Freundschaft verbunden war, schon deshalb als sein rechter Kamerad erscheinen, weil er, „ein ganz junger Mann von 83 Jahren," vom Altwerden so wenig wissen wollte wie Goethe. Mit 69 Jahren wurde Knebel noch einmal Vater, mit 85 Jahren übersetzte er den „Saul" des Alfieri und zwei Jahre später gab er seine Lucrez-Übersetzung noch einmal heraus. Und wenn wir Goethes Gedächtnisrede auf Wieland lesen, so bemerken wir, wie Goethe, bewußt oder unbewußt, sein eigenes Wesen und sein eigenes Streben in diesem ersten Mitgliede des

Digitized by Google

weimarischen Musenhofes liebte. „Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborene Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht.“ So heißt es da, und weiter: „Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nunmehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eiteln Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande exzentrisch erscheint, entgegen. Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln; und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Namen Legion ist, nur alle zu

Digitized by Google

bezeichnen sein mögen.“ „Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anraten muß, so muß er selbst an sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.“ — „Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Übersetzung vorhandener Werke ein lebhafter, reicher Geist die beste Erquickung fände.“ — — „So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung desselben gerichtet schien, des Außerweltlichen, des Übersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. . . . Indem er alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerordentliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.“ — So spiegelte sich Goethe in dem heimgegangenen Freunde.

Haben wir das Egoistische an Goethes Freundschaften hervorgehoben, so geschah es in seinem Sinne. Er, der Wahrhaftige, lehrt uns, daß der Egoismus unser aller, auch der Scheinheiligen, Erbteil ist, und er lehrt uns, daß ein weiser, wohlverstandener Egoismus dem Einzelnen und dem Ganzen am dienlichsten ist.

Digitized by Google

VIII.

Der Frauenfreund.

Vom Männerfreunde ſchreiten wir nun zu dem Frauenliebhaber Goethe. So mancher glaubt und ſpricht es dem andern nach, Goethe ſei ein rechter Schmetterling geweſen, der bald an dieſer, bald an jener Mädchenblüte ſeinen Genuß ſuchte und immer die eine über die andere vergaß; oft wird auch von Wohlmeinenden der Vorwurf erhoben, daß der leider ſo begabte Dichter in dieſem Punkte ein durchaus böſer, verabſcheuungswürdiger Menſch geweſen ſei. „Da man nun an meinem Talente nicht rühren kann, ſo will man an meinen Charakter," ſagte Goethe ſelber,[1]) denn auch er kannte recht gut das Märchen, daß er in Sinnenluſt verſunken ſei. Wer ihn wirklich kennt, weiß, daß er ein überaus ernſter Mann war, dem nichts ferner lag, als mit ernſten Sachen zu ſpielen. Keine Schmetterlingsnatur war es, aus der das Wort floß: „Lieben heißt leiden, man kann ſich nur gezwungen dazu entſchließen, d. h. man muß nur, man will es nicht."[2])

---

[1]) 1830 zu Eckermann. — [2]) 1810 zu Riemer.

Digitized by Google

Wollen wir Goethes Verhältnis zu den Frauen richtig beurteilen, so müssen wir bedenken, daß er von früher Jugend auf das andere Geschlecht gut kannte und richtig zu nehmen wußte, daß die Sitten damals andere waren als heute, daß er viel von Mädchen und Frauen angeschwärmt wurde, daß er selber ein starkes, oft leidenschaftliches Bedürfnis nach Liebe hatte, und endlich, daß ihm eine fast krankhafte Ehescheu eigentümlich war.

Zu seiner Zeit verkehrten beide Geschlechter viel freier und häufiger miteinander als jetzt; das war selbstverständlich, weil man in kleinen Orten lebte, wo alle Leute einander kannten und mit einander verwandt waren; wir müssen an unsere Dorfsitten denken, wenn wir den gemütlichen, von Gethue und Heuchelei viel freieren Verkehr zwischen Männern und Frauen des achtzehnten Jahrhunderts uns vorstellen wollen. Man war es nicht so gewöhnt, seine menschliche und geschlechtliche Natur zu verleugnen, wie es heute in den gebildeten Kreisen der Städte der gute Ton verlangt; man konnte nicht so leicht seine Sünden heimlich besorgen wie in der heutigen Menschenmasse. Dazu kam, daß gerade im Zeitalter der Aufklärung die äußere Form sich geringen Ansehens erfreute, daß die besten Geister die größte Freiheit der Persönlichkeit verlangten, jenes Recht, „das mit uns geboren ist“ und sich um veraltete Formen nicht kümmert. Auch die Ehe galt vielen der Besten als eine solche Form; nur die Liebe, nicht die offizielle Trauung, konnte einen Bund sittlich machen; wo die Liebe mangelte, erschien die Ehe unsittlich. Deshalb galt die Erleichterung der Ehescheidungen als ein großer Kulturfortschritt, deshalb

Digitized by Google

erschien auch die Verletzung der Ehe, die Nichtbeachtung einer toten Form als eine sehr kleine Sünde. Eine Flasche Rosenwasser kann hohen Wert haben, die leere Flasche beachtet man kaum. „Es galt," sagt Varnhagen, „damals eine Religion der Liebe, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen das jeder Einspruch unberechtigt war." „Herder, der Generalsuperintendent von Weimar, fand nichts darin, mit dem Domherrn Dalberg und dessen Maitresse gemeinsam in einem Wagen auf Kosten Dalbergs durch Italien zu reisen; Hamann, der Magus des Nordens, das Haupt der Frommen, lebte ganz offen, ohne Anstoß zu erregen, im Konkubinat mit der Pflegerin seines Vaters, Anna Regina Schuhmacher, ganz zu schweigen von dem, was Fürsten sich mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörden erlauben durften. Frau v. Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, erschien den Ersten jener Zeit als eine Zierde ihres Geschlechts. Der junge Schiller sieht nicht nur in Franziska von Hohenheim das Ideal aller Weiblichkeit, nein, er führt selbst die Figur der tugendhaften, bewunderungswürdigen Maitresse in die Litteratur ein, ohne irgendwo bei seinen Zeitgenossen Widerspruch zu finden."[1])

Demselben Schiller, den manche gern gegen Goethe als den Tugendhafteren ausspielen möchten, war es sehr angenehm, daß sein Verhältnis zu der verheirateten Charlotte v. Kalb vom weimarischen Hofe gleichsam anerkannt

---

[1]) Die letzten Sätze sind aus Karl Heinemann „Goethe", II. Bd. S. 51 der ersten Auflage.

Digitized by Google

und daß er zusammen mit ihr von den Herzoginnen eingeladen wurde. Eben diesen weimarischen Hof beurteilen wir übrigens erst richtig, wenn wir bedenken, was für junge Leute ihn bildeten. Karl August war bei Antritt seiner Regierung 18 Jahre alt, seine Gemahlin Luise auch 18 Jahre, sein Bruder Konstantin 17, seine Mutter 36 Jahre. Neben dem 26jährigen Goethe standen die Prinzenerzieher Wieland mit 42 und v. Knebel mit 31 Jahren; Bertuch, der Verwalter der Finanzen, war 27, der Kammerherr Hildebrand v. Einsiedel 25 Jahre. Corona Schröter zählte gleichfalls 25 Jahre, als sie nach Weimar kam. Bei solcher Jugend, solcher Lebensstellung und solchen Anschauungen und Sitten der Umgebung war „die tolle Zeit in Weimar" nicht sehr verwunderlich.

Man muß sich auch an den Gefühls-Überschwang erinnern, der damals die gebildete Welt ergriffen hatte. Nicht nur, daß die gutmütigsten Jünglinge, sobald sie zu dichten anfingen, sich als Tyrannenmörder geberdeten: überall galt die Empfindsamkeit als die höchste Tugend; der Verstand, das Maßhalten, die Nüchternheit wurden verachtet; Liebe und Haß, Verehrung und Zorn mußten ungebändigt erscheinen. Jünglinge und Jungfrauen küßten sich reichlich, dichteten und weinten sich an. Auch Goethe hatte eben noch als Frankfurter Advokat einem solchen schwärmenden Kreise, der im Bessunger Walde bei Darmstadt sein Heiligtum hatte, angehört.

Auch in die Schar jugendfroher, thatenlustiger Menschen am Hofe zu Weimar paßte er hinein. Wie er selbst zur Geliebten das kecke Wort sprach: „Wenn ich

Digitized by Google

dich liebe, was gehts dich an?" so hatte er noch viel weniger Lust, von der Welt, von den Philistern sich vorschreiben zu lassen, wen er bewundern, mit wem er Freundlichkeiten austauschen dürfe. Und auch an freien, mutigen Frauen hatte er Wohlgefallen. „Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht, das Kind in meinem Leib," läßt er ein tapferes Mädchen nach seinem Sinn vor Gericht sprechen, „es ist mein Kind, es bleibt mein Kind, Ihr gebt mir ja nichts dazu!" Mit dieser Freiheitsliebe verband er den Glauben seiner Zeit an gegenseitige Toleranz. Einmal ging er mit der Hofgesellschaft gegen Abend im Park spazieren, und unwillkürlich beobachteten er und seine Begleiter, wie ein Herr und eine Dame sich küßten, die dazu keinen Berechtigungsschein hatten. „Haben Sie es gesehen?" ruft sein Begleiter, „kann ich meinen Augen glauben?" — „Ich habe es gesehen," sagt Goethe ruhig, „aber ich glaube es nicht."

Goethe mußte in diesen Dingen schon deshalb duldsam sein, weil er die dämonische Allgewalt der Liebe mehr als einmal erfahren hatte. Ein großer Teil der Menschen geht durch das Leben und lernt die echte, unwiderstehliche Liebe nie kennen; sie werden dann leicht ihren Talmi-Gefühlen entsprechende Regeln für andere aufstellen. Goethe kannte diese Philisterei wohl. Zu Riemer sagte er 1807: „Die sublimierten Gefühle der Liebe, ausgesprochen, erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen heißt es da. Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre!" Einen Dämon

Digitized by Google

sah Goethe bei jeder tiefen Liebe am Werke,[1]) z. B. bei seinem Verhältnisse zu Lili;[2]) ja, er zog die Lehren des Okkultismus und der Seelenwanderung herbei, um sich die Allmacht dieser Empfindungen, das Liebenmüssen zu erklären. Er glaubte, daß eine Seele auf die andere schon ohne Worte und Zeichen einwirken könne. „Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende oder abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. — — Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegen kam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig," sagte sie, „ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher."[3])

Er erzählte dann weiter ein Erlebnis mit Frau von Stein, daß nur seine auf sie gerichtete Sehnsucht sie spät abends auf die Straße zog, wo sie sich dann begegneten. Gerade dieses Verhältnis mit Frau v. Stein hat er sich selber mit natürlichen Ursachen nicht erklären können; er meinte, sie müßten früher beide schon einmal gelebt haben und damals in einem innigsten Zusammenhange gestanden sein. In diesem Sinne schrieb er ihr:

---

[1]) Zu Soret 1830. — [2]) Zu Eckermann 5. März 1830. — [3]) Zu Eckermann am 7. Oktober 1827.

Digitized by Google

„Sag, was will das Schicksal uns bereiten,
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Auch an Wieland schrieb er: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib!"

* * *

Wir verstehen, daß Goethe selber eine dämonische Gewalt über viele Frauen ausübte; als Jüngling bezauberte er sie durch seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit und Schönheit, und bald schien auch sein Dichterruhm jedem weiblichen Wesen das Recht zu geben, ihn anzuschwärmen. Im „Faust" hat er sich unbewußt selbst geschildert, wo Gretchen singt:

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,
Und seiner Rede Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und ach! sein Kuß!

Wem zeitlebens die Frauen so warm entgegen kommen, der erlebt mehr Herzensabenteuer, als der, dem nie aus einem Auge Liebe entgegenstrahlt. Wir sind gegen die zärtlichen Verhältnisse von Fürsten duldsamer, weil wir wissen, wie wenig Widerstand sie finden; der

Digitized by Google

Dichterfürst hat das gleiche Recht. Und noch einmal: Goethe wurde trotz dieser Versuchung kein leichtherziger Liebesnascher. Auch wenn er einer schönen Schauspielerin recht zugeneigt war und wenn sie ihm leichten Sieg deutlich versprach, so dachte er jeden Augenblick daran, daß er als Beamter, als Vorgesetzter ihr gegenüberstand, nicht als Privatmann; und daß er es Jahrzehnte hindurch so hielt, mußten ihm sogar die bösen Zungen nachsagen. Dem Kanzler nannte er in alten Tagen einige sehr hübsche und angenehme Schauspielerinnen, die ihm ihre Zuneigung deutlich genug zu verstehen gaben. Aber „diesmal, nur diesmal laß dich nicht fangen! so bist du hundertmal entgangen," flüsterte er sich selber zu. Auch Schiller, der damals am wenigsten zur Schönfärberei an Goethischen Dingen geneigt war, notierte 1787, als Goethes leidenschaftliche Liebe zu Frau v. Stein schon zehn Jahre lang besprochen wurde: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

Wenn wir Goethes Briefe an Frau v. Stein durchblättern, erscheint uns das Gerede vom Don Juan Goethe bald im rechten Lichte. Solche treue, Geist und Herz völlig durchdringende Liebe ist keinem Don Juan gegeben. Einige kurze Proben, jede aus einem andern Jahre, mögen zu uns sprechen!

24. Mai 1776: Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, daß ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — — Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst.

12. Juni 1777: Im Garten unter freiem Himmel! Seit Sie weg sind, fühl ich erst, daß ich etwas besitze und daß mir was obliegt. Meine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeit-

Digitized by Google

vertreibe und Miseleien hingen sich nur so an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetzig Leben durchziehen hilft. Da Sie weg sind, fällt alles in Brunnen.

3. August 1778: Liebste, ich habe gestern Abend bemerkt, daß ich nichts lieber sehe in der Welt als Ihre Augen und daß ich nicht lieber sein mag als bei Ihnen. Es ist schon was Altes, und doch fällt mirs immer einmal wieder auf.

2. März 1779: Wenn ich an einen Ort komme, wo ich mit Ihnen gewesen bin, oder wo ich weiß, daß Sie waren, ist mir's immer viel lieber. Heut hab ich im Paradiese [an der Saale bei Jena] an Sie gedacht, daß Sie drin herumgingen, ehe Sie mich kannten. Es ist mir fast unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin.

5. Juli 1780: Wir wollen uns lieb und wert behalten, meine Beste; denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt und wenig zuverlässig.

Oktober 1781:

Den Einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke;
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

9. April 1782: Wenn ich mit mir allein bin, erzähl ich mir, was ich gesehen habe, als wenn ich Dir's erzählen sollte, und es berichtigt sich alles. Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig! Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben andern duldetest, so wär ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl

Digitized by Google

ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen mögen? Könnt ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinne betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?

24. April 1783: Wieviel bin und werde ich Dir schuldig, Du liebe Wohlthäterin, und womit kann ich Dir danken? Ich bin wohl. Nur ist es ein sauer Stückchen Brot, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Not und Ungeschick der Menschen immer hin und wieder gezogen. Lebe wohl! Liebe mich! Laß mir die Hoffnung, Dich zu sehen.

17. Juni 1784: Wie einsam ich bin, werden Dir meine Briefe gesagt haben. Ich esse nicht bei Hofe, sehe wenig Menschen, gehe allein spazieren und an jedem schönen Platz wünsche ich mit Dir zu sein. Ich kann mir nun nicht helfen, daß ich Dich lieber habe, als mir gut ist; desto besser wird mir sein, wenn ich Dich wiedersehe. Meine Nähe zu Dir fühle ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen; ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörbaren Schatz zu besitzen.

16. September 1785: Ich sehe, wie wenig ich für mich bestehe und wie notwendig mir Dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde.

1. September 1786: Deine Versicherung, daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, kann mir ganz allein Freude ins Leben bringen. Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne.

Januar 1787 aus Italien: Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt als die Schmerzen, die ich Dir durch

Digitized by Google

mein Scheiden und Schweigen verursacht... An Dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde aufreibt und aufzehrt.

Die Empfängerin dieser Briefe war sechsundvierzig Jahre alt, als Goethe am 18. Juni 1788 aus Italien heim kam. Ihr Freund kehrte als ein Umgewandelter zurück, beide verstanden einander nicht mehr wie früher, und bald trat auch Christiane zwischen sie. Aber auch die Mißverständnisse verschwanden wieder; als Goethe im Januar 1801 schwer krank war, zeigte auch Frau v. Stein ihre Teilnahme; an ihren Sohn Fritz, der sein Liebling gewesen war, schrieb sie: „Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." Als er wieder genesen war, besuchte sie ihn mit Schillers Gattin, und Goethe bat beide Damen aufs neue um ihre Freundschaft, „als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre." Frau v. Stein gehörte dann noch einige zwanzig Jahre zu den Damen, die seine Vorträge besuchten, wovon nachher die Rede ist. Sie starb im Januar 1827 und bis zuletzt genoß sie die alte Freundschaft mit dem einst so heiß Geliebten.

* * *

Der Verkehr mit Frauen wurde ihm dadurch noch sehr erleichtert und verschönt, daß er sie von früher Jugend an gut kannte und deshalb richtig zu behandeln wußte. Es kommt so viel Hader und Irrung in der Welt

Digitized by Google

daher, daß Viele die geistigen Geschlechtsunterschiede nicht von Kindheit auf kennen und sie nicht als etwas Natürliches und Notwendiges achten lernen. „Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen," schreibt Goethe zwar an Auguste Gräfin Stolberg 1775, aber er hat seine Lehrzeit doch früh genug begonnen. Und wir haben viele Zeugnisse, wie sehr er daran gewöhnt war, weibliches Fühlen, Denken und Handeln von Frauen zu erwarten, wo wir andern vielleicht ihre Eigenart und ihr Recht darauf übersehen hätten. Zwar die Frauen in seinen Dichtungen sind oft idealisiert, den Iphigenien und Leonoren begegnen wir im Leben kaum. Das wußte Goethe recht gut. „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind."[1]) Wenn man die harten Urteile über die Frauen erwägt, die Riemer von ihm gehört haben will, und dazu hält, daß Goethe die Männer, nach rein ästhetischem Maße gemessen, für schöner hielt als die Frauen,[2]) so ist es deutlich genug, daß er kein kritikloser Bewunderer des andern Geschlechts war. Aber er gönnte ihm durchaus ein Ausleben nach eigner Art. Die Dichterinnen möchten Weiberpoesie bereiten, wenn nur auch die Männer männ-

[1]) Zu Eckermann 22. Oktober 1828. — [2]) So 1830 zu v. Müller und 20. November 1806 zu Riemer.

Digitized by Google

lich schreiben wollten![1]) Wohl kritisierte er einmal seine Schwiegertochter, als sie über einen Roman von Walther Scott plauderten und sie für einen Prinzen darin unbändig schwärmte. „Ihr Frauen habt unrecht, wenn ihr immer Partei macht; ihr lest ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß euch dieser oder jener Charakter gefalle, sondern daß euch das Buch gefalle." — „Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater," erwiderte Frau v. Goethe, indem sie, sich über den Tisch neigend, ihm die Hand drückte. — „Man muß euch schon in eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen," war Goethes Antwort.[2]) Und daß er die Frauen nicht nur gewähren ließ, sondern sie trotz der gelegentlichen Schärfe seiner Kritik sehr hoch stellte, beweist manches Wort seiner Dichtungen, obenan der mystisch-überschwängliche Schluß des „Faust": „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."[3])

* * *

Man scherzt gern darüber, daß Goethe noch im hohen Alter sich wie ein Jüngling in ein junges Mädchen verlieben konnte, und es ist freilich selten, daß eine Geliebte erst anderthalb Jahrhunderte nach ihres Liebhabers Ge-

[1]) Vgl. Eckermann 18. Jan. 1825. — [2]) Eckermann, 3. Okt. 1828. — [3]) Doch möchten wir bei Anführung dieses viel-mißbrauchten Wortes nicht falsch verstanden werden. Goethe will nicht sagen, daß die Frauen und der fleißige Umgang mit ihnen uns Männer erhöhten. Aus seinen Erfahrungen flossen ganz andere Urteile. „Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht," sagte er am 14. September 1808 zum Kanzler, als von

Digitized by Google

burt ſtirbt, wie dies bei Ulrike v. Levetzow und Goethe zutrifft. Den Freunden aber erſchienen ſolche Gefühle und Wünſche ernſthafter und erklärlicher. Es hing dieſe ſeltene Erſcheinung mit der Kraft und Blutfülle ſeines Körpers zuſammen, dem wie dem Geiſte ſtarke Produktivität eigen war. Namentlich aber kam die Sehnſucht nach einer neuen ſanften Genoſſin daher, daß er in ſeinem großen Hauſe allzu einſam war. Als Julie v. Egloffſtein den alten Herrn einmal fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch iſt jemand in mich verliebt!“ Das klang wie Spaß, aber ſie hörte gewiß heraus, wie ſehr der Mann, deſſen Kälte viele fürchteten, der Liebe bedurfte,

der Jagemann, der Geliebten des Herzogs, die Rede war. Und 1811 zu Riemer: „Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen wie Stolberg mit der X., Werner mit der Y., ſo werden ſie gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.“ Als Goethe und Eckermann am 16. März 1831 über eine unedle Stelle im „Tell“ ſprachen, urteilte Goethe: „Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in dieſem Falle ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen als aus ſeiner eigenen guten Natur.“ — Das Ewig-Weibliche, das uns zu den Höhen hinanzieht, wohin die männliche Tugend des thatkräftigen Strebens allein uns nicht führen kann, iſt jene liebreiche, verzeihende, geduldige Güte, die wir zuweilen bei Frauen ſtärker und ſchöner als bei Männern finden. Das Ewig-Weibliche iſt das Weiblich-Ewige, das Weibliche in der Gottheit; es iſt das, was die Katholiken aus der Mutter Chriſti geſtaltet haben, die denn in der Schlußſcene des „Fauſt“ als die uns vertraute Verkörperung der göttlichen Milde auch dem aufgeklärten Proteſtanten willkommen ſein mußte. Das „Ewig-Weibliche“ iſt nur ein poetiſch-myſtiſcher Name für das, was gewöhnlich „die Gnade Gottes“ heißt.

Digitized by Google

wie sehr der Rauhe sich nach einem weichen, weiblichen Wesen sehnte und daß ihm die hätschelnde Hausgenossin Christiane fehlte. Wer bei einer guten Mutter wohnt, entbehrt die Gattin weniger, und wer liebende Töchter hat, trägt den Witwerstand leichter. Aber die zerfahrene, unberechenbare Schwiegertochter war, obwohl sie bis zu seinem Tode freundlich zusammen lebten, doch ein allzu schwacher Ersatz für früheren Besitz. An die ebengenannte Gräfin Julie v. Egloffstein berichtete der Kanzler v. Müller am 25. September 1823 in einem vertraulichen Briefe, wie Goethe im Sommer im Marienbade für die Polin Marie Szymanowska geschwärmt habe. „Sie sehen also, daß seine Leidenschaft für Ulrike Levetzow wenigstens nicht exklusiv ist und daß ich recht habe zu behaupten, nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfnis seiner Seele überhaupt nach Mitteilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemütszustand herbeigeführt. Die rohe und liebloſe Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens[1]) schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivität sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar. . . . . Nur vom Sohne her droht alles Übel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquierten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erst alles verloren gehen könnte."

Madame Szymanowska, die vorhin erwähnt war, besuchte Goethen und Weimar bald nach diesem Briefe;

[1]) Gemeint ist die Schwägerin des Sohnes, U. v. Pogwisch.

Digitized by Google

alle freuten sich ihrer Schönheit, ihres seelenvollen Spieles — sie war Klaviervirtuosin — und ihres ganzen Wesens, und der alte Goethe war am glücklichsten. Wir sehen hier recht gut, wie sehr er des Weiblich-Schönen bedurfte, auch wenn von Liebe keine Rede war. Als sie endlich abreisen mußte, suchte sie zu verschwinden, ohne ihn durch Abschiednehmen zu erregen. Da bat Goethe den Kanzler auf das dringlichste, daß sie nochmals wieder erscheinen, nicht ohne Abschied reisen möchte. Und nach einigen Stunden stand sie vor ihm. „Ich scheide reich und getröstet von Ihnen," sagte sie zu ihm. „Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt, ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten. Nichts von Abschied, nichts von Dank; lassen Sie uns vom Wiedersehen träumen. O, daß ich doch schon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erste Wort, das ich ihn stammeln lehrte, wäre Ihr teurer Name." „Comment," erwiderte Goethe, „vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire?" Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten; sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme, und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange offene Reihe der Gemächer entschwand. „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken," sagte er nachher zum Kanzler, der bei ihm stand. Sie hatte mit ihrer Schönheit, ihrer Freundlichkeit und ihrer Kunst sein stürmisches Herz beruhigt.

* * *

Digitized by Google

Goethe hat zeitlebens außer seinen leidenschaftlichen auch brüderliche, freundschaftliche, väterliche Verhältnisse zu Mädchen und Frauen gehabt, und als Jüngling bedurfte er auch der mütterlichen Freundinnen. Ein Damenlehrer war er sein Leben lang. Alle seine Freundinnen waren auch mehr oder weniger seine Schülerinnen. Mit Frau v. Stein trieb er in jungen Jahren Zeichnen und Englisch, Ulrike v. Levetzow und ihre Schwester unterrichtete er in dem Vortrage von Dichtungen, ebenso eine junge Rheinländerin, Philippine Lade, die er in Wiesbaden zufällig deklamieren hörte und die dort bald sein Liebling wurde. Mit welcher väterlichen Liebe er die junge Christiane Neumann zur Schauspielerin gebildet, hat er uns in der Elegie „Euphrosyne" selbst geschildert. Amalie Imhof (v. Helvig) und andere Damen ließen sich gern seine Durchsicht ihrer poetischen Versuche gefallen, und wieder andere legten ihm Zeichnungen vor, damit er ihre Fortschritte leite. Zu ihnen gehörte die Gräfin Julie v. Egloffstein, und wie er zu ihr zu sprechen liebte, ist uns aufgezeichnet. Einmal stand er hinter ihr, als sie von der Dornburg aus einen schönen Blick auf die Saale und die Berge dahinter festzuhalten suchte. Sie schaute zu ihm auf, ob er wohl befriedigt sei.

„Ach, wärst du mein Töchterchen," erwiderte er, ‚wie wollte ich dich einsperren, bis du dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte dir nahen, kein Heer von Freundinnen dich umlagern, Konvenienz und gesellige Ansprüche dich nimmer umgarnen; aber kopieren müßtest du mir von früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn

Digitized by Google

hierin genug geschehen, komponieren und selbständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen und weidete mich dann an dem Triumphe deiner Erscheinung."

Unsere Zeichnerin, erzählt der Kanzler v. Müller weiter, zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der munterſten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgang nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, vermeinend: „Solche hübschen Kinder horchen gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost geben, nur so viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebt. Willst du aber, mein Engelchen," fuhr er fort, „hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Kopien von Everdingens kleinen Landschaften, die ich dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde, und setze dir sechzig Tage unerstreckliche Frist."

Die Freundin schrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe, aber Goethe blieb unerbittlich und setzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „Wie du es ausführst, ist deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab."

Zu solchen gelegentlichen Unterweisungen kamen zuweilen regelmäßige, methodische Vorträge. So kamen sowohl die Großherzogin Luise, wie ihre Nachfolgerin Maria Paulowna, jede Woche zu bestimmten Stunden mit ihren Damen, und „was auch im Laufe der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Litteratur und

Digitized by Google

Naturwissenschaften bei Goethe einlief, — das erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Teilnahme daran gewiß sein konnte. Trat zuweilen eine Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte. Bei der großen Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke und innerer Erfahrungen fand er in der Sicherheit dieses schönen, reinen Verhältnisses gleich sehr ein heiteres Ziel, als einen wohlthätigen Ruhepunkt, von welchem aus er sich wieder seinen stillen Weltbetrachtungen um so vielseitiger hingeben konnte."[1])

Das weiche, gütige, gefühlvolle Wesen des andern Geschlechts that ihm wohl; gerade weil er so durchaus Mann war, bedurfte er ihrer Nähe.

Was Ulrike v. Pogwisch, die vorhin erwähnte jüngere Schwester seiner Schwiegertochter, aus ihren Backfischjahren erzählt, kennzeichnet ihn. „Wir nannten ihn immer den ‚Vatter', das mochte er gern. O das war eine Ehrfurcht, wenn der Vatter kam, und wenn er uns anredete, dann waren wir schon glücklich. Nun mochte er es gern, daß eine von uns jungen Mädchen in seinem Zimmer verweilte, wenn er arbeitete, doch durfte diese keine Handarbeit vornehmen. Auch wurde nur selten gesprochen, er mochte uns nur gern um sich haben. Das war mir aber zu langweilig, und so nahm ich meine Hand-

[1]) v. Müllers Erfurter Rede.

Digitized by Google

arbeit mit. Nun gab's ein Gezwitscher: ‚Die Ulrike ist zum Vatter gegangen mit Handarbeit'. Ich kehrte mich nicht daran, und als es dem Vatter gesagt wurde, wie ungehorsam ich sei, lächelte er so ein ganz wenig — er konnte oft so ein ganz wenig lächeln, und es war dann in seinem Gesicht wie heller, warmer Sonnenschein — und sagte: Beunruhigt nur die Kleine nicht, sie darf es."

Digitized by Google

IX.

Der Ehemann.

Der gute Bürger hat an Goethe besonders sein Verhalten zur Ehe zu tadeln, zuerst sein Nichtheiraten, sodann sein Heiraten; seine Zeitgenossen wußten am ersteren Punkte weniger auszusetzen, während sie sich über die endlich geschlossene Ehe desto mehr entrüsteten. Goethe ist selber sein öffentlicher Ankläger geworden; die schönen Tage von Sesenheim wären vielleicht ganz im Dunkel geblieben, wenn er nicht in „Dichtung und Wahrheit" die elsässische Pfarrerstochter unserem Herzen so nahe gebracht hätte, daß uns der traurige Abschluß der lieblichen Idylle wehe thut. Wir sind so daran gewöhnt, nach solchen poetischen Darstellungen des Liebesfrühlings auch weiteres von Hochzeit und Kindersegen zu lesen. Und nachher spricht er von Lili Schönemann mit soviel Lob und Liebe, daß es uns wieder schmerzt, wenn er die Verlobte verläßt. Für diese Ehe schienen ja auch alle Verstandesgründe zu sprechen, da sie unter den Mädchen der Vaterstadt ihm ebenbürtig war. Dann — und an dieser Stelle verlassen wir seine Selbstbiographie —

Digitized by Google

in Weimar ſcherzt er wohl mit allen „Mieſels“ der höfiſchen Geſellſchaft, aber ſtatt eine hübſche Comteſſe heimzuführen, faßt der wunderliche Mann eine tiefe, treue Liebe zu einer verheirateten Frau, die ſieben Jahre älter war als er und bereits ſieben Kinder gehabt hatte. Und als er ſich längſt klar darüber war, daß ſie nicht die Seine werden konnte, entſchließt er ſich immer noch nicht zu einer verſtändigen Ehe, ſondern beginnt ein Verhältnis zu der ungebildeten Tochter eines heruntergekommenen Vaters, die man ihm zu ſeiner Unterhaltung gewiß gegönnt hätte, die er aber ernſtlich zu lieben ſich nicht entblödete, die er bald als Lebensgenoſſin geachtet wiſſen wollte und ſchließlich gar zur Geheimrätin v. Goethe machte. Es erſcheint gewiß befremdlich, daß der hervorragendſte und begehrteſte deutſche Mann ein halbes Jahrhundert ledig blieb, um ſchließlich eine Chriſtiane Vulpius zu heiraten.

Goethes Eheſcheu iſt oben eine faſt krankhafte genannt worden, aber vielleicht ſollten wir ſie nur als außerordentlich oder rätſelhaft bezeichnen. Rätſelhaft, weil er vor den Frauen gar keine Furcht und weil er nach einer Teilhaberin ſeines Lebens ein ſo ſtarkes Bedürfnis hatte. Aber ſein Verſtand verurteilte das leichtſinnige Eheſchließen, wie es heute noch üblich iſt; und außerdem hatte er das Bewußtſein, daß gerade er zur vorſchriftsmäßigen Ehe nicht tauge. „Eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel,“ ſagte er 1823 zum Kanzler. „Eine Liebe wohl kann im Nu entſtehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt

Digitized by Google

sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen." Und ein gleiches Mißtrauen äußert er gegen Schiller 1802: „Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe; man denkt wunder, was man zu stande gebracht hat, wenn man kopuliert ist, und nun geht der Teufel erst recht los." Zu solchen allgemeinen Bedenken kam bei ihm das besondere, daß eine regelrechte Ehe ihn auf seinen Wegen hemmen und in seinem Schaffen bedrücken und daß er über seine Gemahlin viel Verdruß und Kummer bringen würde. So sehr wir das arme Gretchen bedauern und den Verderber ihres Lebens verurteilen, Faust wäre nicht Faust gewesen und geblieben, wenn er sie geheiratet hätte, und Gretchen wäre als Fausts Gattin nicht glücklich geworden. Und in Goethes Falle: Friederike oder Lili hätten als Gattinnen das Recht auf seine Treue gehabt, und er war zur Treue nicht fähig. Das gehört auch zum schweren Schicksal der Künstler, daß sie nach der Erreichung des einen Ideals sich alsbald ein neues bilden, daß sie von einer Frau kaum auf die Dauer zu sättigen sind. Es bringt ja die Ehe allen Menschen Enttäuschungen, und es liegt für jeden Mann und jede Frau nahe, einen andern Gatten gelegentlich zu begehren. Aber was für andere erträglich ist, was der Handwerker weghämmert und wegfeilt, der Philister am Stammtisch mit saftigen Witzen und

Digitized by Google

einigen Krügen Bier wegspült, das kann der fein empfindende und reich erfindende Geistesarbeiter nicht aushalten; er wird unfähig zu arbeiten und zu leben, wenn Ideal und Leben zu häßlich disharmonieren.

Als Goethe schließlich doch heiratete, nahm er darum eine Frau, die seine Freundlichkeiten gegen andere zu überwachen nicht gewillt und ihrer eigenen Entwickelung nach auch nicht berechtigt war. Und ursprünglich nahm er sie nur zu sich, weil er nicht heiraten wollte. Auch seine Mutter meinte, ihr „Hätschelhans" werde so glücklicher sein als in einer fatalen Ehe.

* * *

Das Bild von Christiane Vulpius lebt bei den Deutschen fast nur in gehässiger Verzerrung; Goethes Verhältnis zu ihr ist der dunkle Fleck, den viele Menschen im Leben der Großen mit Vorliebe suchen. Und doch: wieviel Schönes und Großes strahlt uns aus diesem Liebesbunde entgegen! Daß der berühmte Dichter, der hochgestellte Staatsmann ein schlichtes, armes Mädchen aus dem Volke zu seiner Lebensgenossin erwählte, sollten wir doch heute in besserem Lichte sehen, als die in Standesvorurteilen befangenen, enttäuschten und beleidigten Damen der damaligen weimarischen Hofgesellschaft. Der stolze Aristokrat Goethe, der Volksfeind, hat da eine Aufgeklärtheit und Vorurteilslosigkeit bewiesen, die wertvoller sind als Marquis-Posa-Reden.

Christianens Vater war weimarischer Amtsarchivar gewesen, aber er hatte, weil er an der Trunksucht litt, seine

Digitized by Google

Familie mit ins Elend gezogen; die Mutter war früh gestorben, Christiane mit ihrer Schwester von einer Tante aufgenommen; sie arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch, während ihr Bruder, der Dichter des „Rinaldo Rinaldini", sich zum Trinker zu entwickeln schien, wie es der Vater gewesen. In dieser Lage lernte sie Goethe kennen; eines Tages stand sie im Garten vor ihm als ein hübsches Kind „von naivem freundlichen Wesen, mit vollem, runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen."[1]) So war das Mädchen wie eine Blume unter den anderen Blumen. Und der Dichter erzählt weiter:

„Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein? — —
Ich grub's mit allen
Den Wurzeln aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort,
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

Er nahm Christiane mit ihrer Tante und Schwester in sein Haus, und bei dem Sohne, den sie ihm Weihnachten

[1]) Schilderung Riemers. Sie war, als Goethe sie kennen lernte, 24 Jahre alt; ihre damalige Schönheit litt bald darunter, daß sie sehr stark wurde. Ihre Vollblütigkeit zeigte sich auch durch ihre rote Farbe, so daß ihre Neider über die dicke rote Person billige Witze machen konnten.

Digitized by Google

1789 schenkte, stand der Herzog selber Pate. Auf die Entrüstung alter Freunde und Feinde antwortete er im Stillen mit dem Tasso-Worte: „Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt, als was ich mir unedel nennen müßte.“ Schiller verstand ihn; „diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edeln Teil seines Charakters zusammen,“ schreibt er an Gräfin Schimmelmann. Aber auch Goethe erlitt keine Verletzung durch dieses Bündnis, denn Christiane war gerade die Genossin, die ihm möglich und Bedürfnis war.

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.“

Und Christiane dankte ihm alle seine Liebe. Sie war eine brave Hausfrau, die außer ihrem „Geheimen Rat“ und dem einzigen Kinde, das am Leben blieb, noch die vielen Gäste in sorgenden Gedanken trug; unter der schwersten eigenen Last zeigte sie jedermann ein munteres Wesen. Manchmal sprach sie ihre Not brieflich gegen einen fernen Freund aus, den Arzt Nikolaus Meyer in Bremen, mit dem sie, deren Tanzlust sich trotz der ernsten Zeiten und ihrer Wohlgenährtheit auch jetzt noch nicht legen wollte, fröhliche Stunden auf Bällen und Redouten vertanzt hatte. „Ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen,“ schreibt sie im April 1803, „das Theater nur ist meine Freude, denn wegen dem Geh. Rat lebe ich sehr in Sorge. Er ist manchmal ganz hypochonder, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne,

Digitized by Google

da es ja nur krankhaft ist, habe aber so gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank." Und im April 1805 heißt es: „Der Geh. Rat hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stürbe .... Sie können sich denken, wenn so ein unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stünde, wie mir zu Mute wäre. Ich bin wahrhaftig ganz auseinander..... Ach Gott, wenn Sie nur hier wären! Ich glaube, die Ärzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen." Goethe ahnte nicht, welche Angst Christiane um ihn trug; er sah sie fast immer mit fröhlichem Gesicht. „Eine stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Manne, ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau," meinte er später einmal zu Riemer, und der dachte sich dabei: „So dankt er Gott, daß er nicht nötig hat, lustig zu sein."[1]) Aber auch an seinem geistigen Schaffen nahm sie einen bescheidenen Anteil, und er gab auf ihr Urteil nicht wenig. Er betrachtete sie bald auch als seine Gattin, obwohl kein Priester ihren Bund gesegnet hatte. Und allmählich entstand in ihm der Entschluß, zu ihrem und seines Sohnes Vorteil auch die versäumten Formalitäten nachzuholen. Als nach der Schlacht bei Jena die als „Wirtschafterin" behandelte Person den französischen Soldaten mutig entgegengetreten war, die auf Goethe

[1]) Riemer, 5. März 1809.

Digitized by Google

ſogar mit den Waffen eindrangen, und ſie ihm vielleicht das Leben gerettet hatte, da war ihm die Zeit gekommen und er ſprach das Wort: „So Gott will, ſind wir morgen Mittag Mann und Frau.“ Nur ihr Sohn Auguſt und Riemer waren am 19. Oktober 1806 in der Schloßkirche zugegen, als der Hofprediger Günther die feierliche Handlung vollzog. Arthur Schopenhauers Mutter war dann die Tapfere, die die neue Geheimrätin geſellſchaftlich anzuerkennen und allen Nachreden von Frau v. Schiller, Frau v. Stein und den andern Beleidigten zu trotzen wagte. Am Abend nach ſeiner Trauung beſuchte Goethe mit Chriſtiane ihren „litterariſchen Thee“. „Ich empfing ſie,“ ſo erzählt Johanna Schopenhauer ſelber, „als ob ich nicht wüßte, wer ſie vorher geweſen wäre ... Ich ſah deutlich, wie ſehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erſt formell und ſteif waren und hernach meinem Beiſpiele folgten; ſie war in der That ſehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.“

Goethe ſorgte energiſch dafür, daß Chriſtiane mit gebührender Achtung behandelt wurde. Hoffähig war ſie nicht und ſie hätte ſich unter allen den ariſtokratiſchen Feindinnen auch nicht wohl gefühlt. Sie lebte gewiſſermaßen ein Stockwerk tiefer als ihr Mann; wieviel an dem Gerede über ihre Trinkluſt und Studentenfreundſchaft Wahrheit und wieviel boshafter Klatſch iſt, können wir nicht mehr feſtſtellen. Jedenfalls hatte ſie keine gemäßigte Natur geerbt und ſicherlich war ihre Stellung eine der ſchwierigſten, die einer Frau beſchieden ſein können. Als ſie 1816, erſt zweiundfünfzig Jahre alt,

Digitized by Google

ſtarb, fühlte Goethe wohl den größten Schmerz ſeines Lebens. In ſeinem Tagebuche ſteht: „Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir.“ Obwohl er ſich immer wieder zwang, ſeine Schmerzen und Angſt zu verbergen, ſah ihn doch der Arzt an ihrem Bette weinend in die Knie ſinken: „Du ſollſt, du kannſt mich nicht verlaſſen!“ Und Riemer ſchreibt: „Ob er gleich gefaßt erſcheint und von allem anderen ſpricht, ſo überfällt ihn doch mitten unter anderen der Schmerz, deſſen Thränen er umſonſt zurückzudrängen ſtrebt.“ Goethe ſelbſt ſchreibt nach einigen Wochen an Boiſſerée[1]): „Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum ſollte man groß thun, daß mein Zuſtand an die Verzweiflung grenzt.“ Noch 1820 konnte die Gattin ſeines alten Freundes Knebel ihren Freunden erzählen, daß Goethe dieſen Verluſt noch immer nicht verſchmerzt habe. Dieſe Freunde, ein Herr v. Both und Frau, erwiderten, ſie hätten früher kein beſonders günſtiges Urteil über die Verſtorbene gehört.[2]) „Die Frau iſt ſehr beneidet worden,“ erwiderte Frau v. Knebel, „und deshalb viel angefeindet und verleumdet.“ Und ſie erklärte, daß Chriſtiane einen vortrefflichen Charakter und das beſte Herz gehabt habe; ſie ſeien alle der Überzeugung, daß Goethe nach ſeiner Eigentümlichkeit nie eine paſſendere Frau für ſich hätte finden können, ihr ganzes Leben ſei nur ihm gewidmet geweſen, ſie habe ihm gegenüber nie an ſich ſelbſt gedacht, ſondern ſei immer nur bemüht geweſen, es ihm angenehm und

[1]) Brief vom 24. Juni 1816. — [2]) Vgl. Biedermann IV, 62.

Digitized by Google

behaglich zu machen. „Dabei hatte sie," sagte Frau v. Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke."

* * *

Daß Goethe auch einige gute Eigenschaften zum Ehemanne hatte, muß solchem Lobe Christianens und früheren Bemerkungen über ihn auch angefügt werden. Vor allem erfreute sich seine Genossin dessen, daß er die Frauen kannte und ihnen das Recht, ihrer Natur nachzuleben, willigst einräumte, und daß er weiter die Eigenart jeder Persönlichkeit zu achten gewohnt war. Die Freiheit, deren er selber bedurfte, gönnte er auch der Gattin. Er konnte und wollte es sich nicht versagen, auch andere Mädchen und Frauen schön und liebenswert zu finden und ihr freundliches Lächeln zu genießen, so gestattete er auch Christianen das Äugeln und scherzte mit ihr darüber. Da sie gern tanzte, ließ er sie allein auf Bälle

Digitized by Google

gehen, und die Leute mochten reden, was sie wollten. „Meine Frau besucht in Lauchstädt Theater und Tanzsaal," berichtet er an Bettina v. Arnim, während er in Karlsbad an Silvie v. Ziegesar seine Freude hat. Und dann heißt es an Christiane: „Fräulein Silvie ist gar lieb und gut, wir haben viel zusammen spaziert. . . Was wirst Du aber sagen, wenn ich Dir erzähle, daß Riemer ein recht hübsches Augelchen gefunden hat, und noch dazu eins mit Kutsch und Pferden, das ihn mit spazieren nimmt. Was sich in diesem Kapitel bei Dir ereignen wird, erfahre ich doch wohl auch."[1]) Ein anderes Jahr schreibt er wieder aus Karlsbad nach Lauchstädt: „Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Augelchen vollauf sein wird; dazu wünsche auch Glück. Macht euch in jener Gegend so viel Freude wie möglich."[2]) Und wie milde klingt auch seine Warnung aus etwas jüngeren Jahren: „Mit den Augelchen geht es, merke ich, ein wenig stark; nimm Dich nur in acht, daß keine Augen daraus werden."[3]) Die große Wahrhaftigkeit zwischen beiden lesen wir auch aus einem Briefe heraus, in dem er erwähnt, daß er in Jena bei Frommanns Minchen Herzlieb wieder gesehen habe, deren Eindruck auf ihn wir noch in den „Wahlverwandtschaften" mit empfinden: „Sie ist nun eben ein paar Jahre älter," schreibt er seiner Frau, „an Gestalt und Betragen aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben."[4]) Aber wenn er denkt,

---

[1]) 2. Juli 1808. — [2]) 1. August 1810. — [3]) 1803 nach Lauchstädt. — [4]) An Christiane, 6. November 1812.

Digitized by Google

daß sie wohl auf seine feinen und gelehrten Freundinnen eifersüchtig sein könnte, beeilt er sich stets, ihr zu sagen, wie viel lieber sie ihm sei. Christiane mag zuweilen nicht ohne Sorge an das andere Ende der Ackerwand gedacht haben, wo die ehemalige Göttin seines Herzens, Frau v. Stein, wohnte, die nach bitterem Gegensatz langsam wieder seine Freundin wurde; da weiß er ihr gar zart zu sagen, daß er doch nur mit ihr ganz einig, ganz heimisch sei. Als er mit einer andern hochgebildeten Dame, Marianne v. Eybenberg, in Karlsbad in einem Hause wohnte, beruhigte er sie: „Mit der lieben Hausfreundin bleibt's, wie ich Dir schon gesagt habe; so angenehm und liebreich sie ist, so gehn wir doch nicht auseinander, daß sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand."

Und in jedem Briefe bemühte er sich, eine Freude für sie anzubringen, ein neues Geschenk anzumelden. „Ich lege abermals ein Endchen Spitze bei, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich!"[1]) — „Auch bringe ich Dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise ohne sonderliche Kosten gekommen bin."[2]) — „Ein recht zierliches Unterröckchen und einen großen Shawl nach der neuesten Mode bring ich Dir mit. In Kassel kannst Du Dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neuesten Waren so gut als irgend wo."[3]) Immer wieder denkt er daran, sie zu schmücken, und lebt ihre kleinen Freuden

[1]) 10. August 1807 von Karlsbad. — [2]) 27. Juli 1807 aus Karlsbad. — [3]) 1801 von der Pyrmonter Reise, als sie ihm entgegenkam.

Digitized by Google

mit. „Schreibe mir ja, wie das schwarzseidene Kleid geraten ist und wann Du es zum erstenmale angehabt hast," bittet er 1797 aus Frankfurt, und eine Woche später heißt es: „Ich bin recht wohl zufrieden, daß Du Dir die goldenen Schnuren anschaffst und Dich recht hübsch herauspußest."

Und immer wieder versüßt er ihre Tage mit Liebesworten und spricht aus der Ferne von seinem Verlangen nach ihr und ihrem Kinde. „Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel[1]) wieder sehen und Dich wieder an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich immerfort und immer mehr liebe."[2]) „Lebe recht wohl und behalte mich so von Grunde des Herzens lieb wie ich Dich" ist ein Briefschluß wie viele andere. Klagte sie ihm aber in ihrer ungelenken, naiven Ausdrucksweise, in ihrer Orthographie, die noch hundertmal falscher war als die seine, daß die Leute wieder so schlecht über sie gesprochen hätten, daß etwa Frau v. Staël boshaft über sie hergezogen sei, da tröstet er sie mit schönen Worten und schließt: „Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unsrer Sinnesweise leben können, ohne uns um Andere zu bekümmern."

---

[1]) Seinem Hausgarten gegenüber. — [2]) Aus Pyrmont 1801.

Digitized by Google

X.

Das Schaffen.

Die Freunde des Dichters müssen Christianen besonders dafür dankbar sein, daß sie seine Arbeitszeit und Schaffenskraft heilig hielt und an ihn gar keine Anforderungen stellte, sobald er nur einer geistigen Aufgabe leben wollte; die „Wirtschafterin" war eben selbstloser oder verständiger als manche Geheimrätin. Goethe mußte sich oft gänzlich isolieren und selbst von Frau und Kind abschließen, wenn er etwas fertig bringen wollte. „Dem Gegenstande, der ihn beschäftigte, gehörte er jedesmal ganz an, identifizierte sich mit ihm nach allen Seiten, und wußte, während er irgend eine wichtige Aufgabe sich gesetzt, alles seinem Ideengang Fremdartige standhaft abzulehnen. . .[1]) Nicht immer jedoch gelang ihm jene augenblickliche Konzentration, und seiner übermächtigen Empfänglichkeit und Reizbarkeit wohl bewußt, griff er dann oft zu den extremsten Mitteln und schnitt plötzlich, wie im Belagerungszustande, alle Kommunikation nach außen gewaltsam ab. Kaum aber hat die Einsam-

[1]) Kanzler v. Müller in der Erfurter Gedächtnisrede.

Digitized by Google

keit ihn von der Fülle anströmender Ideen entbunden, so erklärt er sich wieder befreit, neuen Interessen zugänglich, knüpft die früheren Fäden sorgsam an, und schwimmt und badet in frischen Elementen weit ausgebreiteten Daseins und Wissens, bis eine neue unbezwingliche Metamorphose ihn abermals zum Einsiedler umschafft."

Gewöhnlich entwich Goethe auf Wochen oder Monate nach dem damals noch recht stillen Jena, seltener zog er ins Gartenhaus, wo ihn dann die Seinigen nicht stören durften. „Denn dabei bleibt es nun einmal: daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das mindeste hervorbringen kann. Die Stille des Gartens ist mir auch daher vorzüglich schätzbar." So schreibt er im August 1799 an Schiller, und drei Tage später heißt es schon wieder: „Denn in einer so absoluten Einsamkeit, wo man durch garnichts zerstreut und auf sich selbst gestellt ist, fühlt man erst recht und lernt begreifen, wie lang ein Tag sei." Wohl hatte Christiane oft große Sehnsucht nach ihm und die kurzen Besuche, die ihr gestattet waren, erschienen ihr als allzu seltene Festtage. Dann schrieb sie ihm wohl:

„Es wird fieleicht mit den arbeyden Hier beser gehn als sond du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht ehr zu dir komm biß du mich verlangst auch der Gustell soll Frühe nicht zu dir komm. Kom nur balt. . . ."[1]) Aber sie fügte sich auch willig, wenn er in seiner freundlichen Weise ihr meldete, daß die gesetzte Aufgabe noch nicht bewältigt

[1]) So im September 1799.

Digitized by Google

sei, und unverdrossen sorgte sie dann, was sie an guten Speisen und Getränken für ihn den Botenweibern mitgeben könne.

„Die Zeit war ihm das kostbarste Element, er wußte sie wie keiner zu nutzen, wahrhaft auszubeuten," erzählt der Kanzler v. Müller, und Goethe selbst berichtet in einem Briefe an Fritz v. Stein, Charlottens Sohn, sein altes Symbol „Tempus divitiae meae, tempus ager meus"[1]) werde ihm immer wichtiger. Wenn andere Lhombre oder sonstige Spiele spielten, so hatte er nichts daran zu tadeln, aber ihm selbst war es nicht das rechte Mittel, sich zu zerstreuen und zu erfreuen. „Mich entschädigen in solchen Augenblicken manche wissenschaftliche Spiele wie Mineralogie und dergleichen."[2]) Selbst wenn er noch im Bette liegen wollte, begann er schon mit dem geistigen Schaffen. Da es ihn schmerzte, daß Schiller durch eine ungeschickte, ungesunde Lebensweise manche gute Stunde verlor, so giebt er ihm im Dezember 1796 einen Wink: „Ich muß Anstalt machen, meine Schlafstelle zu verändern, damit ich morgens vor Tage einige Stunden im Bett diktieren kann. Möchten Sie doch auch eine Art und Weise finden, die Zeit, die nur eigentlich höher organisierten Naturen kostbar ist, besser zu nutzen." Diese Kunst, die Zeit auszubeuten, erschien seinen Freunden immer erstaunlich, z. B. wenn sie erfuhren, wie er sich aus den anziehendsten Gesprächen mit dem Großherzoge und dem Könige v. Bayern auf einige Augenblicke loszumachen wußte, weil ihm eben ein Ge-

[1]) Die Zeit ist mein Reichtum, die Zeit ist mein Ackerfeld. — [2]) Brief an Schiller vom 22. Dezember 1798.

Digitized by Google

danke für die Fortführung des „Faust“ eingefallen war, der aufgeschrieben werden mußte. „Wechsel der Thätigkeit,“ erzählt der Kanzler weiter, „war ihm die einzige Erholung, und wenn man aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zweien Abschnitten des Tages diktierte, ersieht, wie noch im höchsten Lebensalter er von frühster Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von litterarischen Arbeiten, brieflichen Mitteilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Produktionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lektüre der mannigfachsten Art gewidmet, so muß man es ihm hoch anrechnen, ja bewundern, daß er gleichwohl sich geneigt finden ließ, fast täglich einige Stunden besuchenden Fremden oder Einheimischen hinzugeben.“

Die große Ordnung, auf die er streng hielt, das Planvolle und Systematische in seinen Arbeiten war ein wichtiges Mittel, wodurch er sich vor Zeitverlust schützte. Jahre oder Jahrzehnte hindurch sammelte er Material für zukünftige Schriften. Als Knebel über Lukrez schrieb, beklagte es Goethe, daß der alte Freund keine Kollektionen, keine Akten darüber habe, darum sei es schwer, produktiv und positiv zu sein. „Da habe ich ganz anders gesammelt, Stöße von Exzerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenstand.“[1]) Für jede Arbeit entwarf er ferner eine sorgfältige Disposition, überdachte die Hauptteile und Unterabteilungen, sammelte dann für die einzelnen Kapitel Thatsachen und Gedanken; so konnte er bald an diesem, bald an jenem Teile des Werkes schreiben,

[1]) Am 20. Februar 1821 zu v. Müller.

Digitized by Google

je nachdem er aufgelegt war, und so kamen ihm seine Vorarbeiten oft nach Jahrzehnten noch zu gute. „Bei dem vielen Zeug, das ich vorhabe, würde ich verzweifeln, wenn nicht die große Ordnung, in der ich meine Papiere halte, mich in den Stand setzte, zu jeder Stunde überall einzugreifen, jede Stunde in ihrer Art zu nutzen und eins nach dem andern vorwärts zu schieben.“ So schreibt er selber an Schiller im Mai 1798, und der Kanzler urteilte nach seinem Tode, seine Ordnungsliebe sei fast bis ins Unglaubliche gegangen. „Nicht nur daß alle eingegangenen Briefe und ebenso die Konzepte oder Kopien aller abgesendeten monatlich in gesonderte Bände geheftet und über einzelne Unternehmungen, z. B. selbst über jeden Maskenzug, den er anordnete, wieder eigne Aktenstücke gebildet wurden — er entwarf auch periodische Tabellen über die Ergebnisse seiner vielseitigen Thätigkeit, Studien und Fortschritte persönlicher oder innerer Verhältnisse, aus denen dann am Jahresschlusse wieder gedrängte Hauptübersichten zusammengestellt wurden.“

Selbst die Zeitungen, die er las, wurden aktenmäßig geheftet. Bei den ihm unterstellten Bibliotheken zu Weimar und Jena mußte jeder Angestellte ein sauber geschriebenes Tagebuch halten, worin Witterung, Besuche, Eingänge und Vorgänge jeder Art, sowie das am Tage Gearbeitete aufgezeichnet werden mußten. „So wird den Leuten erst lieb, was sie treiben, wenn sie es stets mit einer gewissen Wichtigkeit anzusehen gewohnten werden, stets in gespannter Aufmerksamkeit auch auf das Kleinste bleiben.“[1])

[1]) v. Müller 15. Januar 1821.

Digitized by Google

Schnellen Erfolgen jagte Goethe nicht nach, auf Anerkennung konnte er warten und der Menge zu gefallen war nie sein Bestreben. So hielt er es z. B. bei den ihm unterstellten Sammlungen und Schulen in Weimar, Jena und Eisenach. „Es war keine geringe Aufgabe, mit den doch immerhin sehr beschränkten Mitteln, den Anforderungen fortschreitender Ausbildung auch nur einigermaßen Genüge zu thun. Es galt ein sorgsames Abwägen des Notwendigen, wahrhaft Gedeihlichen, ein standhaftes Ablehnen des nur scheinbar Nützlichen, bloß der augenblicklichen Neigung Zusagenden. Goethe ging, wie bei seinen eigenen Kunstsammlungen, von der Maxime aus, lieber aus kleinen Anfängen jedes Institut sich folgerecht entwickeln, allmählich heranwachsen und ausbilden zu lassen, als mit unverhältnismäßiger Anstrengung von vornherein nach dem Imposanten streben, ein Ausgezeichnetes gleichsam improvisieren zu wollen. Nicht um den äußern Schein und Prunk, sondern darum war es ihm zu thun, daß es in jedem Fache nicht an Gelegenheit und zweckmäßiger Anleitung zu stufenweiser Fortbildung fehle, daß in jungen aufstrebenden Männern Sinn und Geschick erweckt und befestigt werde, auf individuell zusagender Bahn frisch und kräftig vorzuschreiten.“[1])

Oft hat er die „Folge“, d. h. die Beständigkeit und Konsequenz im Arbeiten, gerühmt: sie könne auch vom Kleinsten angewendet werden, sie verfehle ihr Ziel selten, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam

[1]) v. Müller in der Gedächtnisrede.

Digitized by Google

wachse; wo man nicht mit Folge wirken könne, sei es geratener, garnicht anzufangen.[1]) Er legte darum großen Wert darauf, daß man ihn als treuen Arbeiter schätze und nicht etwa seiner Genialität zuschreibe, was er durch Fleiß erworben. So bemerkte er im Alter, daß namentlich im Auslande die Ansicht verbreitet sei, er, der Poet, habe sich einen Augenblick von seinem Wege ab und der Botanik zugewendet, und sogleich hochbedeutende Entdeckungen über die Gesetze der Pflanzenbildung gemacht. Da verfaßte er alsbald einen Aufsatz, in dem er ausführte, wie viele Jahre er Botanik studiert habe und daß es dem wissenschaftlichen Bestreben schädlich sei, wenn man einen falschen Glauben an Geistesblitze von Dilettanten verbreite. „Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet und auf einmal, sondern durch folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt."

Auch in kleinen und äußerlichen Dingen zwang Goethe sich und andere zum langsamen, sorgfältigen Arbeiten. „Jeder schriftliche Erlaß, das kleinste Einladungsbillet mußte auf das reinlichste und zierlichste geschrieben, gefaltet, besiegelt werden. Alles Unsymmetrische, der geringste Fleck oder falsche Strich war ihm unausstehlich."[2]) Seine Sorgfalt sehen wir recht schön auch darin, daß er sich in Briefen vor allen gedankenlosen Formeln hütete; lieber antwortete er garnicht, als daß er übliche Redensarten schnell hinschrieb. Niemals finden wir: „mit herz-

[1]) Zu v. Müller 1827. — [2]) v. Müller in der Gedächtnisrede.

Digitized by Google

lichem Gruße Ihr ergebener . ." sondern das eine Mal schließt er: „Wohlbefinden und Freude!", das andere Mal: „Alles Gute wünschend", das dritte Mal: „Das schönste Lebewohl!", dann: „Den freundlichsten guten Abend" oder „Leben Sie wohl und gedenken Sie mein", oder „Treu anhänglich" oder „Der ich mich recht von Herzen auf ein baldiges Wiedersehen freue" u. s. w.

Goethe hat eine unglaubliche Zahl von Briefen geschrieben und diktiert, aber er hat wohl noch mehr Zuschriften unbeantwortet gelassen. „Phrasen mögen wir nicht machen," war seine Erklärung.[1]) Er erzählte selber[2]) wie er zu seinem Grundsatze gekommen. Dalberg, der spätere Kurfürst von Mainz und Großherzog von Frankfurt, war ihm als Statthalter im nahen Erfurt gut bekannt, und schon damals hatte Dalberg unter einem entsetzlichen Zudrang von litterarischen Zusendungen zu leiden. „Nun besaß er zwar ausgebreitete Kenntnisse, um solchen Fällen genug zu thun, aber wo hätte er Zeit und Besinnung hergenommen, um einem Jeden vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Er hatte sich daher einen gewissen Stil angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleierte und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er etwas Freundliches sagte. Es müssen dergleichen Briefe noch zu Hunderten herumliegen. Ich war von solchen Erwiderungen öfters Zeuge, wir scherzten darüber, und da ich eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen mich und andere zu behaupten trachtete, so schwur ich mir hoch

[1]) An Zelter 10. April 1827. — [2]) Ebenda.

Digitized by Google

und teuer, in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Zelebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine, wahrhafte Verhältnis zu den Mitlebenden auflösen und zerstieben muß. Daher folgt denn, daß ich von jeher seltener antwortete, und dabei bleibts denn auch jetzt in höheren Jahren, aus einer doppelten Ursache: keine leeren Briefe mag ich schreiben, und bedeutende führen mich ab von meinen nächsten Pflichten und nehmen mir zuviel Zeit weg."

* * *

Wie schon angedeutet ist, preßte Goethe trotz seines Fleißes keine bestimmte Arbeit aus sich heraus; er suchte nicht sich in die nötige Verfassung aufzupeitschen, sondern grundsätzlich that er immer das, wofür jetzt gerade die gute Stunde, Lust und Liebe da war. Wenigstens für die höheren geistigen Arbeiten, für das Dichten und Forschen, galt ihm diese Regel. Oft sah er Wochen und Monate hingehen, ohne daß die angefangenen Gedichte vorwärts rückten, und geduldig wartete er auf bessere Zeit. „Ich fürchtete, die Musen niemals wieder zu sehen," schreibt er 1798 an Schiller, „wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, daß diese gutherzigen Mädchen selbst das Stündchen abpassen, um ihren Freunden mit immer gleicher Liebe zu begegnen." Das war wieder eine leise Mahnung an den Bundesgenossen, der es anders hielt. Der Gedanke, daß man ohne Neigung nichts Tüchtiges hervorbringen kann, läßt sich auch dahin erweitern, daß wir uns bemühen sollen, die vorgesetzte Arbeit zu lieben;

Digitized by Google

zuweilen kann man das ja erreichen. In einem Briefe an Zelter[1]) spricht Goethe von einer neuen Bühnenbearbeitung des „Götz“: „Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahre in dieser Arbeit penelopeisch verfuhr, und, was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz: was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan sein sollte, und deswegen war es auch geschehen wie's gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit mehr Sammlung auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig.“

Manche Dichter brauchen starken Kaffee oder Wein, um die Stimmung zu erzwingen. Er spottete gegen Schiller über Jean Paul, der nur Kaffee zu trinken brauche, „um so gerade von heiler Haut Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzückte,“[2]) und wenn er um dieselbe Zeit von sich selber sagte, er könne sechs Monate seine Arbeit voraussagen, weil er sich durch eine gescheidte leibliche Diät vorbereite, so war das kein Selbstlob, sondern eine verhüllte Mahnung an den Zuhörer, nämlich eben an Jean Paul: er möge doch seine Lebensweise in puncto Essen und Trinken einer nötigen Prüfung unterziehen. Ausführlich behandelte Goethe dieses wichtige Thema der Reizmittel zu geistiger Arbeit im März 1828 in einem Gespräche mit Eckermann. Dieser fragte: „Giebt es denn kein Mittel, um eine produktive

[1]) 30. Juli 1804. — [2]) 6. September 1798.

Digitized by Google

Stimmung hervorzubringen oder zu steigern?" Und Goethe erwiderte: „Jede Produktivität höchster Art, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses." — —

„Sodann aber giebt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerks ausmacht."

Goethe zeigte nun diesen Unterschied der mehr göttlichen und der mehr menschlichen Produktivität am „Hamlet"; gerade dessen Dichter machte ihm so recht den Eindruck eines gesunden, vollkräftigen Menschen, der jederzeit eine frühere geniale Eingebung im Einzelnen und Kleinen verwerten konnte. Dann schienen seine Gedanken von Shakespeare auf Schiller überzufließen.

Digitized by Google

„Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konstitution wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Scenen nötige Produktivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wohl angehn, allein man würde es allen Scenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken. Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat."

Eckermann warf ein, daß er vom Weine doch eine bessere Meinung habe, mindestens führe sein Genuß zu Entschlüssen, und das sei doch auch eine Art Produktivität. Da mußte Goethe an seine Verse im „Divan" denken: „Wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte," aber sogleich kam er doch auf die wahren, großen Ernährer des Geistes zu sprechen.

„Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die

Digitized by Google

frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören, es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben."

Ein andermal tadelte Goethe seines großen Freundes Arbeitsart noch schärfer.[1]) „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich. Denn was gescheidte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden."

Daß Goethe das Diktieren liebte, um nicht sitzen zu müssen, ist schon erzählt. In seinem Tagebuche steht 1780: „Was ich Gutes finde in Überlegungen, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, darum das Diktieren weiter

[1]) Eckermann, 18. Januar 1827.

Digitized by Google

zu treiben.“ Auch wissen wir, wie fleißig er Bewegung in Feld und Wald suchte, um dort gute Gedanken aus der Höhe zu empfangen.

Und noch eine andere Quelle der Inspiration kannte er: die Anregung, die von außen an unsere Thür klopft, der Wunsch von lieben Bekannten, ein Ereignis, ein Fest. „Die Gelegenheiten sind die wahren Musen,“ sagte er 1821 zum Kanzler, „sie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken ... Was thut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein?“ Wie sehr Goethe Gelegenheitsdichter war, ist von ihm selber zuerst hervorgehoben. Ebenso wissen wir, daß seine Freundschaften auch Arbeitsgenossenschaften waren. Zu Eckermann sagte er 1830: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und besonders nicht, daß er allein arbeite; vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die „Achilleis“ und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben. Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des „Faust“ zustande bringe.“

* * *

Goethe suchte seine Arbeitsleistung namentlich auch dadurch zu steigern, daß er Schädlichkeitsquellen vermied. Und dabei dachte er nicht bloß an Getränke, die einen schweren Kopf hinterlassen, oder an langes Aufbleiben und dergleichen. Er hütete sich auch, wenigstens in alten Tagen, vor allen häßlichen, peinlichen, verwirrenden Eindrücken. Da er nun einmal von nervöser Empfindlichkeit

Digitized by Google

war, so schonte er sich demgemäß. In Tollhäuser, die jammervollen Vorläufer unserer heutigen Anstalten für Geisteskranke, konnte ihn auch sein Herzog nicht einzutreten bewegen. Ebenso ging er den Leichen aus dem Wege. „Warum" — sagte er bei Wielands Tode zu Falk — „warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwitwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen Freunden im Gedächtnis aufbewahren." Auch auf Bildern ließ er sich nichts Widerliches bieten. Sie sollten ihm Angenehmes sagen und ihn nicht an die Anatomie oder den Schindanger erinnern. Vor frommen Bildern hatte er auch deshalb Scheu, weil sie so oft Menschenquälerei darstellen.

Ebenso schonte er seine Phantasie gegen die verwirrenden Eindrücke der Karikaturen. So wollte er im Alter keine Spottbilder auf Napoleon sehen. „Ich darf mir dergleichen widrige Eindrücke nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her wie bei euch Jüngeren." Als seine Schwiegertochter bei einem Sturze sich das Gesicht zerschunden hatte, sah er sie nicht, bis sie wieder hergestellt war.

Der Karikatur nahe verwandt ist der Tagesklatsch,

Digitized by Google

und auch dadurch ließ er sich seine Zeit nicht rauben und seine Stimmung nicht verderben. Er sprach lieber über Menschen früherer Jahrhunderte oder ferner Länder, als über Nachbarn und Bekannte. Namentlich war die chronique scandaleuse an ihm verloren. Als der Kanzler ihm einmal eine Bosheit über einen gemeinsamen Bekannten wieder erzählte, fuhr er auf: „Durch solche böswilligen und indiskreten Dichteleien macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern. Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt." Noch deutlicher wurde er einmal, als Jenny v. Pappenheim bei ihm zu Tische war und eine Klatscherei zum Vorschein kam. „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!" rief er mit dröhnender Stimme.[1])

Ungefähr so hielt er es auch mit dem politischen Klatsch. Oft verbannte er alle Tagesblätter auf Monate wegen ihrer Fabeleien oder Nörgeleien. Nicht selten war er in die politischen Vorgänge durch seine Stellung oder seine Freunde besser eingeweiht, als die Berichterstatter dieser Blätter, und dann entrüstete er sich über ihr leichtfertiges Umspringen mit Menschen und Dingen. Immer aber fürchtete er Zeit- und Stimmungsräuber in ihnen. An Zelter schreibt er einmal: „Es fällt

[1]) Jenny v. Gustedt, Aus Goethes Freundeskreise.

Digitized by Google

einem doch mitunter auf, daß man durch die Kenntnis deſſen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht beſſer wird. Dieſes iſt von größter Wichtigkeit. Denn genau beſehen, iſt es von Privatleuten doch nur eine Philiſterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil ſchenken, worin wir nicht wirken können .... Alſo wollen wir uns nicht mit Allotrien beſchäftigen."

Im Jahre 1831 machte er ſich den Spaß, eine Zeitung von 1826 gebunden zu leſen. Bei ſolcher Wiederholung wird „für den Menſchen, der ſich in den Kreis ſeiner Thätigkeit zurückzieht," erſt recht klar, „daß man durch dieſe Tagesblätter zum Narren gehalten wurde, und daß weder für uns, noch für die Unſrigen, beſonders im Sinn einer höheren Bildung, daher auch nicht das Mindeſte abzuleiten war."[1])

* * *

Die Solidität und Gewiſſenhaftigkeit, die wir an Goethes Arbeit immer wieder wahrnehmen, bedeutet ſehr oft auch Begrenzung der ſchönſten Vorſätze und Ideale, Verzicht auf manchen genialen Traum.

Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.
Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.[2])

---

[1]) An Zelter 5. Oktober 1831. — [2]) „Natur und Kunſt", in den Gedichten, Abt. „Epigrammatiſch".

Digitized by Google

Wir staunen, wieviel Goethe als Dichter, Gelehrter, Staatsmann ausgeführt hat, aber es ließe sich leicht beweisen, daß er noch viel mehr Pläne nur ausgedacht und begonnen hat, daß er viele seiner besten Einfälle absterben ließ, um die übernommenen Pflichten getreulich zu erfüllen. Als Dichter hat er uns von groß angelegten Werken mehr Anfänge hinterlassen als fertige Stücke. Als Staatsmann dachte auch er sich große soziale oder wirtschaftliche oder pädagogische Verbesserungen aus, in praxi aber widmete er dann seine Stunden einem Wegebau, einer Flußkorrektion, einer militärischen Aushebung, einer Verbesserung der Universitätsbibliothek oder was sonst gethan werden mußte. So trug er die Last des Tages, statt den großen Reformator zu spielen. In seinem größten Werke hat er uns gestanden, was ihm als das befriedigendste Menschenwerk erschien: wie der große Quäker William Penn als Kolonisator auf jungfräulichem Boden ein neues Gemeinwesen schaffen, „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!“ — „Wären wir zwanzig Jahre jünger!“ sprach er dann wohl zu Meyer, wenn ihn solche Tagesträume beschlichen, und wandte sich wieder der Arbeit zu, die das größte Recht auf ihn hatte.

Digitized by Google

XI

Ein Lehrer des Lernens.

Als Lehrer verdient Goethe unſere beſondere Aufmerkſamkeit, einmal, weil die Früchte ſeines Studiums eine Bereicherung unſeres geiſtigen Nationalſchatzes geworden ſind, und ſodann, weil wir kein größeres Vorbild des Lernens kennen. Als gemeinnützig ſchien auch ihm ſchon ſeine eigene Ausbildung, obwohl er keine wohlthätige Abſicht dabei hatte. Wenn der Ofen geheizt wird, erwärmt er das Zimmer; was der Schriftſteller lernt, wird alsbald weitergegeben. „Ich habe immer nur dahin getrachtet, mich ſelbſt einſichtiger und beſſer zu machen, den Gehalt meiner eigenen Perſönlichkeit zu ſteigern und dann immer nur auszuſprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte.“ So ſprach er zu Eckermann, und er konnte hinzufügen: „Dieſes hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreiſe gewirkt und genützt, aber es war nicht Zweck, ſondern ganz notwendige Folge.“

Alles rechte Lernen beginnt mit dem Verlangen nach Belehrung. Goethe ermahnte ſich und andere zwar immer

Digitized by Google

wieder, nur an dem Interesse zu nehmen, worin man praktisch etwas leisten könne, aber es lag doch in seiner innersten Natur, daß er an allen Dingen der Welt teilnehmen mußte. Oft haben sich seine Gäste gewundert, daß gar nichts Menschliches ihm langweilig schien. Als der Berliner Parthey bei ihm zu Tische war und von seinen Orientreisen sprach, da wollten die andern nur pikante Leckerbissen von ihm hören, abenteuerliche und rührende Anekdoten, aber der alte Meister wehrte sie ab, und Parthey mußte ihm drei Tage hindurch seine ganze Reise Schritt für Schritt schildern. Der Kanzler stellte Goethen einmal einen Engländer vor, der früher Gouverneur von Jamaika gewesen war; sofort entstand die lebhafteste Unterhaltung, die mehrere Stunden dauerte, und in Goethes Tagebuche steht an jenem Tage: „Sehr erfreut der Bekanntschaft mit Lord und Lady . . . .; sie gab mir erwünschte Gelegenheit, meine Kenntnisse der Zustände von Jamaika ziemlich vollständig zu rekapitulieren.“ Ein bayrischer Verwaltungsbeamter kam, um sich den berühmten alten Herrn zu besehn; seine Neugier ward bestraft, indem er sich über die bayrischen Feuerlösch-Ordnungen bis in die kleinsten Einzelheiten ausfragen lassen mußte. So ging es allen Gästen, bei denen Goethe ein besonderes Wissen oder Können vermutete. Der schon erwähnte Architekt Wilhelm Zahn hat uns recht lebendig geschildert, wie man Goethe erobern konnte. Er kam 1827 nach Weimar mit den schreckhaftesten Vorstellungen über des Dichters Unzugänglichkeit; trotzdem wagte er sich in das Haus.

„Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem

Digitized by Google

ich meinen Namen nannte: „Zahn, Maler und Architekt.“ „Maler und Architekt!“ wiederholte mechanisch der Diener, indem er mich zweifelhaft musterte. „Sagen Sie Sr. Excellenz: Aus Italien kommend.“ „Aus Italien kommend,“ wiederholte jener und entfernte sich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen.“ Bald saß Zahn dem Gefürchteten gegenüber. „Waren also in Italien?“ — „Drei Jahre, Excellenz.“ „Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht?“ „Das war der eigentliche Zweck meiner Reise. Ich hatte mich in einem antiken Hause zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geschahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen.“ — „Freut mich! Höre das gern,“ sagte Goethe, der eine gedrungene Redeweise liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit seinem Stuhle mir näher und fuhr dann lebhaft fort: „Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken; um so schöner, wenn Sie das auf eigene Hand gethan. Ja, ja! das Antike muß jedem Künstler das Vorbild bleiben. — Doch vergessen wir das Beste nicht! Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer?“ „Ich habe die schönsten der antiken Wandgemälde meist gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden gesucht. Wünschen Excellenz vielleicht einige davon zu sehen?“ „O gewiß, gewiß!“ fiel Goethe ein, „mit freudigem Danke. Kommen Sie nur zum Essen wieder. Speise gegen zwei Uhr. Werden noch einige Kunstfreunde finden. Sehne mich

Digitized by Google

ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiedersehen, mein junger Freund!“ — —

Für die Musik war Goethe weniger begabt als für die übrigen Künste, und es war ihm in seinen bildsamsten Zeiten nicht vergönnt, sie nach seiner Weise zu erfassen; d. h. er konnte nicht als Freund eines Komponisten ihr Entstehen belauschen; selbst den Übungen einer tüchtigen Kapelle oder eines Gesangvereins hätte er erst als Greis lernend beiwohnen können, da von der musikalischen Sündflut unserer Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erst spärliche Anläufe da waren.[1]) Aber auch da ergriff er jede Gelegenheit, sich zu bilden. Er richtete sich während der napoleonischen Zeit ein eigenes bescheidenes Singechor[2]) ein, das freilich nicht oft über vier Stimmen hinausging; von ihm hörte er mit seinen Hausgenossen jeden Sonntag Morgen geistliche Lieder und Motetten. Eberwein, nach dessen Melodie wir heute noch das „Ergo bibamus“ singen, leitete es. Als Goethe im Winter 1818 auf 19 drei Wochen in Berka zubrachte, mußte ihm der Inspektor Schütz dort täglich drei bis vier Stunden vorspielen und zwar in historischer Reihenfolge Sebastian Bach bis zu Beethoven durch Philipp Emanuel Bach, Händel, Haydn, Mozart, auch Dussek und dergleichen mehr. Zugleich studierte er Marpergers

---

[1]) Wir vergessen nicht, daß auch schon in der „lustigen Zeit“ nach Goethes Ankunft in Weimar dort viel gesungen, gegeigt, geflötet und komponiert wurde, aber jene komponierenden Herren und Damen: Freiherr von Seckendorf, der dicke Bode, Herzogin Amalia und Corona Schröter zogen ihn nicht gerade als Musiklehrer an. [2]) Goethe sagte stets: das Chor.

Digitized by Google

„vollkommenen Kapellmeister". Und noch, als den Achtzigjährigen das Spiel des jungen Felix Mendelssohn entzückte, mußte ihm der Knabe die ganze Entwicklung der Musik vordozieren und vorspielen. „Und da sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen." — —

So hielt er es in allem. Fuhr er mit Eckermann spazieren, so mußte dieser ihm lange Vorträge über die Lebensweise seiner geliebten Vögel halten, und im Garten nahmen sie einmal die ganze Lehre vom Bogenbau und Bogenschießen sehr gründlich durch, wobei der Sechsundsiebzigjährige auch dieser Übung noch Herr zu werden suchte. „Goethe schob die Kerbe des Pfeils in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurecht kam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er stand da wie ein Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt an Körper."[1]) Schon als Student schaute er auf seinen Wanderungen nicht bloß nach schönen Mädchen und guten Weinen aus, sondern kümmerte sich recht sorgsam z. B. um den Gewerbefleiß an der Saar oder die Altertümer bei Niederbronn. Im Alter schreibt er einmal an seinen August, er treibe in Böhmen seinen alten Spaß noch immer fort, in jeder Mühle nachzufragen, wo sie ihre Mühlsteine hernehmen. So bekam er nämlich eine schnellere Übersicht über die Geologie der Gegend, als der Laie vermutet. Und an jedem Orte fragte er nach kundigen Leuten, die ihn belehren konnten. Jena liebte

[1]) Eckermann, 1. Mai 1825.

Digitized by Google

er auch darum, weil er dort so viele kenntnisreiche Männer fand. An die dortigen Professoren dachte er besonders, als er 1818 zum Kanzler v. Müller und zur Julie v. Egloffstein sagte: „Sehet, liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideenaustausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen.“ Er selber lernte freilich auch aus Büchern, und will hier im Ernste nichts gegen Bücher sagen; nur zog er eigene Anschauung und mündliches Ausfragen vor. Und da nahm er als Lehrer nicht nur Männer an wie die Humboldts, Schiller, Friedrich August Wolf, Voß, Fichte, Schelling, sondern der schlichteste Bergmann oder Seidenweber oder Hafenarbeiter oder Gärtner war ihm ebenso recht. Und wenn so ein Mann aus dem Volke bescheiden meinte, daß er mit seinen einfältigen Worten den berühmten Herrn nicht aufhalten dürfe, antwortete er: „Erzählen Sie! es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an.“

Einmal machte er ein halbes Kind zu seinem Lehrer. In Ziegenhain bei Jena zeichnete sich nämlich eine Familie Dietrich durch botanische Kenntnisse aus, sie sammelte Arzneikräuter und besorgte die für die botanischen Vorträge in Jena nötigen Pflanzen. Den jüngsten dieser bäurischen Fachgelehrten nahm Goethe 1785 nach Karlsbad mit; schon unterwegs brachte der Jüngling mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte es Goethen in den Wagen, „dabei nach Art eines Herolds die Linnéischen Bezeichnungen, Geschlecht und Art mit

Digitized by Google

froher Überzeugung, manchmal wohl mit falscher Betonung" ausrufend.[1]) In Karlsbad war der Knabe schon mit Sonnenaufgang im Gebirge und, ehe Goethe noch seine Becherzahl geleert hatte, war er mit seinem Bündel am Brunnen, und manche Kurgäste nahmen neben dem Dichter an dem seltsamen Unterrichte teil. „Sie sahen ihre Kenntnisse auf das anmutigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe im kurzen Westchen daherlief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen, griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs bezeichnend." Der junge Mensch studierte später und stand in Goethes alten Tagen den großherzoglichen Gärten in Eisenach mit Eifer und Ehre vor.

Dieselbe Aufmerksamkeit, die Goethe für das Lehrreiche in den Menschen hatte, brachte er der Natur entgegen. Die Wolke am Himmel, das Tier am Wege, die Form des Berges, der Lichtschein durch ein Glas: nichts entging seinem lernbegierigen Geiste. Er konnte mit einem Freunde über Land fahren und plötzlich halten lassen. „Ei, wo kommst denn du hieher?" redete er dann wohl einen Stein an, und der nächste Bauer mußte ihm sagen, wo mehr solche Steine zu finden seien. Als er 1785 nach Karlsbad fuhr, achtete er, wie eben erzählt ist, besonders auf Pflanzen, und da entging ihm im Fichtelgebirge der Sonnentau (Drosera rotundifolia) nicht und er beobachtete, wie die Blätter ihre Purpurhaare, wenn ein Insekt darauf kommt, zusammenlegen und das

[1]) Goethe, Geschichte meines botanischen Studiums.

Digitized by Google

Insekt töten. Diese Thatsache ist später erst durch Darwin wieder entdeckt. Im Sommer 1802 fiel ihm auf, daß in jenem Jahre die Wolfsmilchraupe besonders häufig und kräftig ausgebildet war, und sofort studierte er an vielen Exemplaren ihr Wachstum, sowie den Übergang zur Puppe. „Auch hier ward ich mancher trivialen Vorstellungen und Begriffe los," notiert er in seinen Annalen. Als er 1790 einmal auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen vom Adriatischen Meere trennen, spazieren ging, wurde seine Aufmerksamkeit auf einen geborstenen Schafschädel gelenkt, der im Sande lag. Und dieser Schädel wurde durch Goethes Aufmerksamkeit historisch, denn er war so glücklich gespalten, daß er seinem Beschauer nicht allein die von ihm schon früher vermutete Wahrheit, daß die sämtlichen Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien, bestätigte, sondern er stellte ihm auch den Übergang innerlich ungeformter organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Veredelung, höchster Bildung und Entwickelung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen.[1]) So wurde Goethe ein großer Entdecker. Er selber hat uns anmutig erzählt, wie er zu seinen botanischen Studien kam: mit Abendgesprächen nach den Jagden im Thüringer Walde fing es an, der Verkehr mit einem weimarischen Apotheker Dr. Buchholz und die Garten- und Parkanlagen des Herzogs reizten zur Fortsetzung, die Lektüre Linnés und Rousseaus erregten Widerspruch oder Zustimmung, und so ging es

[1]) Annalen von 1790.

Digitized by Google

weiter, bis der Dichter eigene große Wahrheiten den gelehrten Botanikern, die ihn mißtrauisch in ihr Fach eindringen sahen, verkünden konnte und bis keiner von ihnen an seiner „Metamorphose der Pflanzen" mehr vorübergehen durfte. Er erwähnt in der Geschichte seines botanischen Studiums ein vorzügliches Mittel, die uns so sehr belehrende Aufmerksamkeit zu steigern: das Reisen. Unsere gewöhnliche Umgebung sehen wir fast gar nicht mehr, sie reizt uns wenig zum Nachdenken, die wunderbarsten Dinge erscheinen uns gemein und trivial, wenn wir sie täglich haben: „Dagegen finden wir, daß neue Gegenstände in auffallender Mannigfaltigkeit, indem sie den Geist erregen, uns erfahren lassen, daß wir eines reinen Enthusiasmus fähig sind; sie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt sein dürfte. Dies ist der eigentlichste Gewinn der Reisen, und jeder hat nach seiner Art und Weise genugsamen Vorteil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urteil." So erging es Goethen in Italien. Schon in den Alpen fiel ihm die Pflanzenwelt mehr auf als daheim und im botanischen Garten zu Padua sprach eine Fächerpalme deutlicher zu ihm als die heimische Birke etwa vermocht hätte. Und nun ließ ihn im Süden die Pflanzenwelt nicht wieder los, obwohl er doch nicht ihretwegen gekommen war.

Das Beobachten unterwegs hat Goethe zu einer wahren Kunst ausgebildet. Er schalt wohl zuweilen auf das Reisen, weil es so sehr zerstreue und verwirre, neue

Digitized by Google

Bedürfnisse errege und andere Fragen beantworte, als man stelle, aber er verstand es doch, vielerlei mit nach Haus zu bringen. Er legte sich stets Aktenfaszikel an, in denen er neben seinen eigenen Notizen Zeitungen, Theaterzettel, Preislisten der Märkte, Rechnungen der Gasthöfe und dergleichen zusammentrug. Sein Auge war auf das Sehen des Charakteristischen außerordentlich eingeübt, weil er sich sein ganzes Leben des Zeichnens befleißigte, auch nachdem er den Glauben an hervorragende Leistungen darin aufgegeben hatte. Er konnte sein Landschaften-Zeichnen wohl als einen bloßen Zeitvertreib entschuldigen, das für ihn dasselbe sei wie für andere das Tabakrauchen,[1]) aber zu anderen Zeiten rühmte er es als vortreffliches Bildungsmittel. „Es entwickelt und nötigt zur Aufmerksamkeit, und das ist ja doch das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden."[2]) Und ein andermal[3]): „Meine eigenen Versuche im Zeichnen haben doch den großen Vorteil gebracht, die Naturgegenstände schärfer aufzufassen; ich kann mir ihre verschiedensten Formen jeden Augenblick mit Bestimmtheit zurückrufen." Das half ihm dann auch wieder, die Malereien anderer richtig zu werten. Er sah es sofort, wenn ein Maler die Natur nicht kannte, wenn er z. B. einen Baum in eine Umgebung brachte, die in der Wirklichkeit zu einem Baume dieser Art und dieses Wachstums nicht vorkommt.[4])

* * *

[1]) So am 11. August 1809 an J. H. Meyer. — [2]) Am 30. November 1816 zu Müller. — [3]) Zu demselben am 23. März 1830. — [4]) Vgl. Rat an Preller im Juli 1827. Biedermann V, 300.

Digitized by Google

Diese Sachlichkeit war Goethes beständiger Vorsatz, und seine Größe als Mensch rührt namentlich von seinem täglichen Bestreben her: alle Dinge und alle Personen ohne Leidenschaft und Vorurteil zu betrachten, sich selbst zu vergessen, alles Neue ruhig auf sich einwirken zu lassen. Das hielt er auch als Reisender so. Seit Sterne seine berühmte „Empfindsame Reise" herausgegeben hatte, waren alle Reisebeschreibungen in der Hauptsache den Gefühlen, Ansichten und kleinen Erlebnissen der Reisenden gewidmet. Zuweilen artete das zu recht eitlem Prangen mit dem lieben Ich aus, z. B. bei Kotzebue, der als Mensch Goethen überaus unsympathisch war. Über dessen Reisen spottete er einmal scharf. „Ich bin gewiß, wenn einer von uns im Frühling über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis ans Ende der Welt zugestoßen ist. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Tier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert; überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder; und wenn er in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudieren, zu spielen."[1]) Goethe dagegen hatte längst die Maxime ergriffen, sich bei Reisen und ihren Beschreibungen „so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein, als nur zu thun wäre, in sich aufzunehmen."[2]) Diesen Grundsatz befolgte er z. B., als er dem römischen Kar-

[1]) Zu Falk 1810. — [2]) S. Annalen von 1789.

Digitized by Google

neval beiwohnte; er befolgte ihn sogar in seinen Briefen an vertraute Freunde.

So lag es ihm im Jahre 1797 so nahe, wie jedem andern Deutschen, die französischen Eindringlinge zu hassen, er hatte ja sogar gegen sie in einer unglücklichen Campagne im Felde gelegen; aber als er in jenem Jahre in seiner Vaterstadt französische und österreichische Einquartierung vorfand, berichtete er darüber an Geh. Rat Voigt in Weimar mit vollkommenster Objektivität.[1])

Dieselbe Sachlichkeit verlangte er von andern. Sobald er merkte, daß jemand ihn beeinflussen, von vornherein die Dinge in der erwünschten Beleuchtung erscheinen lassen wollte, konnte er ihn wohl andonnern: Die

[1]) Wir geben ein Stück aus diesem Briefe (vom 17. August 1797) als Probe.

„Der Franzos ist nicht einen Augenblick still; er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt als sich darin befinden. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig; sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selber ihre Bedürfnisse zu verschaffen. Weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie soviel Wagen in Requisition als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen, da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen .... Als Einquartierung in der Stadt haben sie

Digitized by Google

Sache! die Sache! wie ist die? So wollte er es haben, wie Sulpiz Boisserée es machte, als er den alten Meister wieder zur Gothik zurück bekehren wollte: statt irgendwie dafür zu schwärmen oder zu argumentieren, legte Boisserée ruhig eine sprechende Zeichnung nach der andern vor, bis sich Goethe gefangen erklärte.

Goethe war sich dessen bewußt, wieviel er diesem fleißigen und sachlichen Betrachten verdankte. Als er 1786 nach Italien reiste, schreibt er an die Freundin Charlotte v. Stein: „Wie glücklich mich meine Art, die Welt anzusehen, macht, ist unsäglich, und was ich täglich lerne! und wie mir doch fast keine Existenz ein Rätsel ist. Es spricht eben alles zu mir und zeigt sich mir an.“ Und wenn man seine Genialität rühmte, führte er sie wohl hierauf zurück. „Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung

---

sowohl das erste als zweite Mal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung Aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen, und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Freunde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei .... Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich sei.“

Digitized by Google

und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.“ So sagte er zum Kanzler v. Müller und ähnlich zum Prinzenerzieher Soret: „Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, wie sie lebten und wirkten, und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.“

Da wir Goethe zuerst und vornehmlich als Schöpfer seiner Werke kennen gelernt haben, so will es uns schwer in den Sinn, daß das Schaffen und Bethätigen seine stärkste Neigung *nicht* war, daß man es mehr nur als eine *Folge* seiner eigentlichen Leidenschaft, des eindringenden Beschauens, ansehen muß. Er las einmal folgende Zeilen über sich selbst: „Zeigt nicht jedes Blatt, daß er ein weit höheres Bedürfnis fühlt, in das innerste Wesen des Menschen und der Dinge einzudringen, als seine Gedanken poetisch auszusprechen?“ Dies ungewöhnliche Urteil setzte ihn in Verwunderung; es erschien ihm aber richtig und er wollte nur hinzugesetzt haben: „als sprechend, überliefernd, lehrend oder handelnd sich zu äußern.“[1])

* * *

[1]) An F. C. S. Prinzessin von Solms-Braunsfeld, 3. Januar 1812. Weim. Ausg. IV 22, 232.

Digitized by Google

Dieses sorgsame sachliche Beobachten führt manchen nur zur Vielwisserei, zum Ansammeln von Einzelheiten und Kleinigkeiten. „Dann hat er die Teile in seiner Hand, Fehlt leider! nur das geistige Band!" Goethe war dazu zu sehr Dichter, zu wenig Kleinigkeitsphilister. Er suchte stets im Einzelnen das Allgemeine, in der „zufälligen" Erscheinung das Gesetz; im Wechselnden das Bleibende. „Wir befinden uns in einem Chaos von Kenntnissen und keiner ordnet es; die Masse liegt da und man schüttet zu; aber ich möchte es machen, daß man wie mit einem Griff hineingriffe und alles klar würde."[1]) Goethe wußte freilich, daß die Natur sich ihre letzten Geheimnisse nicht abzwingen läßt, aber dann und wann gelingt es uns, den Schöpfergedanken näher zu kommen. Und eben das war sein Streben bei aller gelehrten Arbeit. Andere wieder verlieren sich, um zu großen Wahrheiten zu gelangen, in metaphysischen Phantasien, im Aufbauen kühner Systeme oder in okkultistischen Träumereien. Dazu war er wieder zu sehr Naturforscher: Erfahrung, Beobachtung, Experiment sollten ihm zur Erkenntnis verhelfen.

Vor dem Okkultismus hütete er sich sehr, obwohl er manche seiner Lehren durchaus nicht leugnete. „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in

---

[1]) Zu Veit im August 1795, von anatomischen Studien ist die Rede.

Digitized by Google

besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die Zukunft gestattet ist.“[1]) Aber er mochte doch nie eine Somnambule sehen, obwohl der Ruhm der Seherin von Prevorst seine Umgebung sehr beschäftigte. Er kannte die Gefahr solcher Studien. „Man wird selbst zum Traum, zur Niete, wenn man sich mit diesen Phantomen beschäftigt,“ schrieb er 1788 schon an Herder, dessen Frau, wie Frau v. Stein, viel auf Träume gab. Und 1830 meinte er auch zum Kanzler: „Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüber laufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin.“

Gegen die Philosophen und ihre „Ideen“ war er gleichfalls sehr mißtrauisch. Schiller hatte ihn zuerst durch sein wüstes Jugenddrama abgestoßen; als dann der Dichter der „Räuber“ auch noch Kantianer wurde, empfand ihn Goethe erst recht als Geistes-Antipoden, mit dem ein Verkehr unmöglich sei. Aber ihr beiderseitiges Suchen nach großen Anschauungen mußte sie dennoch zusammenführen. Sie hörten in Jena einmal einen naturwissenschaftlichen Vortrag; beim Herausgehen kamen sie in ein Gespräch, wobei Schiller bemerkte, daß

[1]) Zu Eckermann, 7. Oktober 1827.

Digitized by Google

eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien nicht anmuten könne. Goethe horchte auf. Auch dem Eingeweihten bleibe diese zerstückelte Art vielleicht unheimlich, war seine Antwort, und vielleicht könne man es auch anders machen. Man brauche nicht die Natur gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern könne sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darstellen. Schiller sah ihn ungläubig an, denn dergleichen glaubte er den Philosophen vorbehalten, zu denen doch Goethe nicht gehören wollte. So schritten sie weiter, bis an Schillers Haus, bis in sein Zimmer, und dort trug dann Goethe die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, indem er mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen ließ. Dieser hörte mit lebhafter Teilnahme zu, aber als Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Nun stutzte Goethe, einigermaßen verdrießlich. Sein alter Groll gegen die Philosophiererei wollte sich wieder regen, aber er nahm sich zusammen und antwortete: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Und die nächsten Tage trug er sich mit der Frage: Wenn er das für eine Idee hält, was ich als Erfahrung anspreche, so muß doch zwischen beiden eine Vermittelung sein?[1]) — So begann ein zehnjähriger Umgang, beide waren Lehrer und Schüler, Goethe entwickelte die philo-

[1]) Goethe, Geschichte meines botanischen Studiums, Kapitel „Glückliches Ereignis".

Digitized by Google

sophischen Anlagen, die seine Natur enthielt, und eignete sich noch recht ansehnliche Kenntnisse auf diesem Gebiete an. Aber 1829 konnte er doch ohne viel Übertreibung zu Eckermann sagen: „Von der Philosophie habe ich mich selbst immer freigehalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige."

* * *

Daß wir durch Lehren lernen, hat Goethe auch sonst oft erfahren, und deshalb trug er recht gern vor. Solange wir nicht über einen Gegenstand sprechen oder schreiben müssen, können wir uns in einem verworrenen und zerstückelten Wissen gefallen, zum Vortrag bedarf es der Klarheit und Übersicht, und man muß gegen Fragen und Einwürfe gewappnet sein. An Rousseaus botanischen Schriften hatte er gesehen, wie vorteilhaft für den Autor es ist, seine Ideen zuerst Damen mündlich vorzutragen; seine Neigung ging auch dahin. Seine wöchentlichen Vorträge vor den Damen des Hofes sind schon erwähnt. „Ich werde bei dieser Gelegenheit erst selbst gewahr, was ich besitze und nicht besitze," schreibt er an Zelter, als er 1805 mit diesen Vormittags-Vorträgen begonnen hatte. Lehrer und Schülerinnen waren einander wert. Auch manche Zuhörerin konnte von sich sagen: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen" und ebenso verdiente der Lehrer und Dichter das Lob, das dem Tasso gezollt wird:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,

Digitized by Google

Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gemüt belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen;
Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

So stellte sich in der That Goethe seinen Schülerinnen dar; ein Brief von Henriette v. Knebel an ihren Bruder (vom 24. Januar 1806) mag es bezeugen: „Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben; mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mir glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen."

* * *

Sehr erleichtert wurde Goethen das Lernen und Lehren durch seine Sammlungen. Von allen Reisen brachte er Schönes und Merkwürdiges heim; mit andern Sammlern tauschte er Duplikate aus, die Freunde setzte er in Kontribution, und Fremde wußten, daß ein Geschenk dieser Art der sicherste Weg war, ihm Freude zu bereiten und

Digitized by Google

ein freundliches Wort von ihm zu erhalten. Öffentliche Museen gab es noch sehr wenige, es lag selbst dem Landmanne, der beim Pflügen etwas Seltsames fand, der Gedanke nahe, es Goethen zu schicken. Der Dichter selbst aber fahndete beständig auf wertvolle Büsten, Gemmen, Münzen, Medaillen, Kupferstiche u. dgl.

So ward zum Pantheon dies enge Haus
Und schmückte sich mit Götterbildern aus.
Gemächer, Säle, Winkelchen und Gänge —
Sie faßten kaum der Kostbarkeiten Menge.[1])

In diesen Schätzen suchte der Dichter Ablenkung von trüben Gedanken; hier ging er aber auch beständig der eignen Bildung nach. So betrachtete er von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern; in seiner wunderbaren Bescheidenheit empfand er: „Wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns aufzufrischen.“[2]) Immer wieder Raphael zu betrachten, mahnte er auch Eckermann, damit er im Verkehr mit dem Besten bleibe und sich immerfort übe, die Gedanken eines hohen Menschen nachzudenken. „Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten. Ich zeige Ihnen daher nur das Allerbeste, und wenn Sie sich darin befestigen, haben Sie einen Maßstab für das übrige.“ So hielt er es auch mit den Dichtern. Bei Homer und den griechischen Dramatikern ging er immer wieder in die Schule, ja

[1]) Paul Heyse. — [2]) Zu Eckermann am 12. Mai 1825.

Digitized by Google

ſogar von dem antiken Romane „Daphnis und Chloe“ des Longos, der auch heute noch wenigen nur bekannt iſt, urteilte er: „Man thut wohl, dies Gedicht alle Jahre einmal zu leſen und immer wieder daran zu lernen und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden.“[1]) Ebenſo konnte er über Shakeſpeare oder Byron urteilen, und wenn man wegen des Letzteren Einwendungen machte, ſo erwiderte er: „Alles Große bildet, nicht etwa bloß das entſchieden Reine und Sittliche, an Byron iſt auch ſeine Kühnheit, Keckheit, Grandioſität bildend.“[2]) Von Molière bekannte er 1827: „Ich kenne und liebe ihn ſeit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlaſſe nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu leſen, um mich im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten.“ „Man ſollte eigentlich immer nur das leſen, was man bewundert“ lautet ein guter Rat von ihm, und ein andrer: „es kommt immer darauf an, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei. — —[3]) Überall lernt man nur von dem, den man liebt.“

Goethe hat einmal darüber geſcherzt, wieviel Zeit und Mühe ihm das Leſenlernen gekoſtet habe und daß er kaum mit achtzig Jahren es richtig könne.[4]) Aber für die Meiſten von uns iſt er in dieſer ſchwierigen Kunſt doch noch ein Meiſter. Wir wiſſen[5]), wie er im Februar 1828 die Biographie Napoleons von Walter

[1]) Eckermann, 20. März 1831. — [2]) Eckermann, 16. Dezember 1828. — [3]) Zu Eckermann 12. Mai 1825. — [4]) Am 25. Januar 1830 gegen Eckermann. — [5]) Brief an Zelter vom 20. Februar 1828.

Digitized by Google

Scott durcharbeitete. Nach jedem Kapitel fragte er sich, was er Neues empfangen, was ihm in die Erinnerung zurückgerufen ward, dann fügte er Selbsterlebtes zu Walter Scotts Berichten hinzu, so daß er bald selber nicht mehr wußte, was er im Buche gefunden und was er hineingetragen habe. „Genug, mir ist der lange, immer bedeutende und mitunter beschwerliche Zeitraum von 1789 an, wo nach meiner Rückkunft aus Italien der revolutionäre Alp mich zu drücken anfing, bis jetzt, ganz klar, deutlich und zusammenhängend geworden; ich mag auch die Einzelheiten dieser Epoche jetzt wieder leiden, weil ich sie in einer gewissen Folge sehe. Hier hast Du also wieder ein Beispiel meiner egoistischen Leseweise; was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger; was es mir bringt, was es mir aufregt, das ist die Hauptsache."

Ein sehr wertvoller Rat Goethes war schließlich: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B., täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen oder gute Musik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich gewöhnt, damit ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibe."

Digitized by Google

XII.

Kämpfe.

Wenn ich einen langen Weg vor mir hingehe und der Arm an meiner Seite ſchlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfſpieß faſſen wollte. Ich ſchleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was. Dann kommt ein Pfeil gegen mich geflogen und durchbohrt mir das Herz; ich ſchlage mit der Hand auf die Bruſt und fühle eine unausſprechliche Süßigkeit und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zuſtande. Woher kommt mir die Erſcheinung?" So ſchreibt der junge Goethe in den „Briefen aus der Schweiz"; der alte Dichter aber ſchildert uns, wie er Einlaß ins Paradies verlangt, obwohl er nicht die Narben und Wunden der Kriegshelden vorweiſen kann:

„Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein."

Wir denken leicht, daß Goethe den eigentlichen Kampf ums Daſein, der vielen von uns ſo ſauer wird,

Digitized by Google

doch nicht selbst erlebt habe. Ererbter Wohlstand und angeborenes großes Talent schützten ihn vor tausend Sorgen und Mühen, die anderen beschieden sind. Aber die schwersten Fragen blieben auch für ihn übrig, die höchsten Hindernisse trennen auch den Begünstigten noch von dauerndem Glück.

Es bleibt namentlich der Kampf mit dem Leben selbst. Jeder denkende Mensch wird vor das Rätsel gestellt: was soll das alles? wozu leben wir? weshalb ertragen wir alle die Leiden, sehen wir all' das Elend an? Ist es nicht klüger, solch ein unsinniges, an Qualen reiches, an Freuden armes Dasein aufzugeben?

Man verweist uns allerdings auf den allweisen und allgütigen Vater im Himmel, aber wir vermögen nicht einzusehen, warum der Allmächtige nicht eine gerechtere, freundlichere Welt mit besseren, glücklicheren Menschen geschaffen. Wir möchten uns wie Prometheus gegen Gott empören: „Ich dich ehren? Wofür? Hast du die Schmerzen gelindert je des Beladenen? Hast du die Thränen gestillet je des Geängsteten?" Und wir nehmen mit dem Teufel Partei gegen Gott: „Von Stern' und Welten weiß ich nichts zu sagen, ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen. . . . Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen!"

Aber auch als Feinde und Ankläger der Gottheit kommen wir nicht zur Ruhe; wir haben nur ein Rätsel mehr: wie kann der Schöpfer dieser wunderbaren, unergründlichen Welt es mit uns Menschen böse meinen? Wir sind ja auch viel zu klein und zu vergänglich, um uns über die höchsten Mächte als Tadler oder Richter

Digitized by Google

erheben zu dürfen. „Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen vor jenen wandeln, ein ewiger Strom: Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, und wir versinken."

Doch unsere Aufmerksamkeit wird von diesen Lebensfragen durch das bunte Leben selbst abgelenkt; wir gewöhnen uns daran, sie zu ignorieren. So kann man wieder eine geraume Zeit leidlich existieren. Da trifft uns ein schwerer Schicksalsschlag, oder der Tod eines Nahestehenden mahnt uns an das Dunkle des Lebens, oder wir geraten sonstwie in eine körperlich-geistige trübe Stimmung. Da sind die plagenden Fragen alle wieder da.

Auch Goethe kannte des Rätsels Lösung nicht. Wir wissen, daß er mehr als einmal des Lebens überdrüssig war, nahe daran, es wegzuwerfen. Im Frühjahr 1816, als Zelters Sohn sich entleibt hatte, kam ihm zufällig auch die erste Ausgabe seines „Werther" wieder in die Hände, und dieses längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. „Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.[1]) Ein Teil des Rätsels löst sich dadurch, daß Jedermann Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum besten, und so wird man alt, ohne daß man weiß, wie oder warum. Besehe ich es recht genau, so ist es ganz

[1]) An Zelter 26. März 1816.

Digitized by Google

allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind."

Wir leben um unserer Persönlichkeit willen; der Leib und sein Leben sind Werkzeuge einer Individualität, die zu etwas Höherem sich emporbilden muß. Glaubt man nun an eine Fortsetzung des uns bekannten irdischen Daseins, und Goethe glaubte daran, so erscheint der Selbstmord als unsinnig, denn die Bildungsarbeit, die jetzt nicht abgeschlossen wird, muß in einem neuen Dasein wieder angefangen werden. Und ferner tröstet uns bei solchem Glauben die Hoffnung, daß unser Leiden und Arbeiten nicht umsonst war: um so vollkommener wird unsere Persönlichkeit in das neue Dasein eintreten. Dann wird uns die Gottheit manches Dunkel aufhellen, das uns hier mit Grauen erfüllte. Goethe glaubte nicht an dieselbe Fortdauer für alle Menschen, sondern daß wir später ähnlich sein werden wie hier, also sehr ungleich untereinander. Als Wieland gestorben war, äußerte er,[1]) vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte könne unter keinen Umständen die Rede sein, so verschwenderisch behandle die Natur ihre Kapitalien nie. „Ich wünsche sehr — so fuhr er etwa fort — daß ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnen möchte und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgendwie nahekäme, erquickte und aufheiterte. Für die besten Geister erhoffe ich, daß sie an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte

[1]) Zu Falk 1813.

Digitized by Google

teilnehmen werden. Der Mensch ist das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält." Im Frühjahr 1827 mußte Freund Zelter den Tod seines letzten Sohnes melden; da antwortete Goethe:[1]) „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

* * *

Dieselbe Arbeit, deren wir zu unserer Bildung und somit zur Erfüllung unserer vermutlichen Lebensaufgabe bedürfen, ist zugleich das beste Mittel, um über schwere Erlebnisse hinwegzukommen. „Es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten,"[2]) aber wir können dieses Schicksal einigermaßen ignorieren. Als auf die Schlacht von Jena und die Plünderung Weimars bald auch der Tod der Herzogin Mutter folgte, sagte

[1]) Am 19. März 1827. — [2]) An Zelter 21. November 1830 nach Augusts Tode.

Digitized by Google

Goethe sich selber: „Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, also auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben thun und leisten, was noch möglich ist.“[1]) Und ebenso spricht er zwanzig Jahre später dem liebsten Freunde seine Freude aus, weil auch er nach einem schmerzlichsten Verluste ruhig von geistigen Arbeiten redet. Nach jedem Verluste müssen wir sofort umschauen, „was uns zu erhalten und zu leisten übrig bleibt. Wie oft haben wir in solchen Fällen mit neuer Hast unsere Thätigkeit erprobt, uns dadurch zerstreut und allem Tröstlichen Eingang gewonnen!“[2]) So hielt Goethe es immer, nie gab er sich der Trauer hin; war jemand gestorben, so sprach er davon nicht oder höchstens in Umschreibungen. „Das Außenbleiben meines Sohnes,“ so schreibt er an Zelter, als August an der Pyramide des Cestius begraben war, „das Außenbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit, die mich ganz absorbieren sollte. Der vierte Band „meines Lebens“ lag, über zehn Jahre, in Schematen und teilweiser Ausführung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang soweit, daß der Band gedruckt werden könnte... Plötzlich riß ein Gefäß in der Lunge und der Blutauswurf war so stark, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hilfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde

[1]) An Zelter 4. Mai 1807. — [2]) An Zelter 19. März 1827.

Digitized by Google

hingezogen haben."[1]) Das war das goethische Paradigma: Schicksalsschlag — krampfhafte Arbeit — Erkrankung — Genesung — neues Leben.

Er hat es schon 1795 gegen Schiller ausgesprochen, als jener Freund ihn bei dem Verluste eines Söhnchens trösten wollte. „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfen, die uns die Kultur anbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andre Krisen immer wieder ihr Recht behauptet."

* * *

Haben wir uns mit dem Leben an sich ausgesöhnt, so müssen wir noch ein Verhältnis zu dem Zeitalter finden, in das unsere Individualität zufällig verschlagen ist. Mittelmäßige Geister sind mit ihrer Zeit gewöhnlich zufrieden, aber während Wagner sich bläht: wie wir's so herrlich weit gebracht, fühlt Faust die Nichtigkeit aller dieser neuen Eroberungen. Goethe hat als Jüngling mit „Götz" und „Werther" seinen Zeitgenossen gegeben, was Viele begehrten, aber bald wurde es sein Schicksal, in großen und bewußten Gegensatz zu seiner Zeit zu geraten und dort abseits zu stehen, wo er bei zeit-

[1]) An Zelter 10. Dezember 1830. „Die letzte Linie der Dinge".

Digitized by Google

gemäßer Gesinnung der erwünschteste Führer gewesen wäre. Er sah die große Revolution kommen, ehe andere davon hören wollten; als sie da war und viele der Besten in Deutschland den Anbruch der neuen Zeit jubelnd begrüßten, da konnte er diesen Optimismus nicht teilen. Als dann der Haß gegen Napoleon zum herrschenden Gefühl der gebildeten deutschen Männer wurde, konnte er nicht mit hassen, weil Haß überhaupt seine Sache nicht war und weil er in Napoleon nicht nur eine wunderbare geniale Kraft, sondern auch den starken und aufgeklärten Wiederhersteller der Ordnung, dem auch Deutschland viel verdankte, erblicken mußte. Die Andern schwärmten von dem Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit, das Deutschland beglücken werde, wenn nur erst die Franzosen vertrieben seien. Solchen Träumen einer schönen Zukunft und solcher Überschätzung der Deutschen konnte er sich nicht hingeben. Später hoffte man eine große Beglückung der Völker von Verfassungen, vom parlamentarischen System, von Preßfreiheit und dergleichen. Und wiederum fehlte ihm der Glaube. In der zwölften Stunde seines Lebens traten schließlich noch die Sozialisten auf die Bühne, aber auch ihre Heilsbotschaft nahm er nicht an. „An der Spitze dieser Sekte stehen sehr gescheite Leute, sie kennen die Mängel unserer Zeit sehr genau und verstehen auch, das Wünschenswerte vorzutragen; wie sie sich aber anmaßen wollen, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerte zu befördern, so hinkt sie (die Religion Simonienne) überall. Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem

Digitized by Google

Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar, an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt. Welcher Mensch, welche Gesellschaft dürfte dergleichen aussprechen! — — — Solche allgemeine Unverschämtheiten haben wir gar oft schon erlebt; sie kehren immer zurück und müssen geduldet werden."[1])

Ebenso wenig konnte er sich dem Glauben hingeben, daß durch die großen Erfindungen und Entdeckungen, die äußerlich die Welt umzugestalten begannen, erheblich mehr Zufriedenheit oder edlere Bildung der Menschheit beschert werden müßten. In einem Briefe an Zelter schildert er am 6. Juni 1825 dieses neunzehnte Jahrhundert: „Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. . . . Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir heran kamen!"

Auch auf den eigensten Gebieten Goethes: Litteratur, bildende Kunst, Naturwissenschaften war er nicht recht

[1]) An Zelter 28. Juni 1831.

Digitized by Google

im Einklang mit seiner Zeit. Namentlich diejenigen naturwissenschaftlichen Lehren, auf deren Entdeckung er mit dem größten Stolze blickte, wurden von den Vertretern des Faches kalt abgelehnt. Wohl hatte er auf allen Arbeitsgebieten einige begeisterte Anhänger, aber nirgends ging eine Schule, eine Partei von ihm aus. Man beugte sich vor dem verehrungswürdigen großen Manne, aber man folgte ihm nicht.

In diese Vereinsamung fand sich Goethe, indem er, was auch sonst seiner Natur gemäß war, aus seiner Zeit in die Ewigkeit flüchtete, oder richtiger: auf die Warte der Jahrhunderte, von der man Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Zukunft übersieht. „Und so wäre es wohl das Beste, sich nicht zu bekümmern, was andre thun, sondern immerfort zu suchen, wie weit man es selbst bringen kann. — — — Ich habe gar manche hübsche Fäden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir niemand abreißen kann.“[1]) „Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen es Konfessionen sein; man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich herausſuchen, was ihnen gemäß ist und was im allgemeinen gültig sein mag. Dergleichen blieb uns viel von unsern Vorfahren.“[2]) — — — „Wie es die Welt jetzt treibt, muß man sich immerfort sagen und wiederholen: daß es tüchtige Menschen gegeben hat und geben wird, und solchen muß man ein schriftliches gutes

[1]) An Zelter 26. Oktober 1831. — [2]) An Zelter 1. November 1829.

Digitized by Google

Wort gönnen und auf dem Papier hinterlassen. Mit den Lippen mag ich nur selten ein wahres, grundgemeintes Wort aussprechen; gewöhnlich hören die Menschen etwas anderes, als was ich sage, und das mag denn auch gut sein."

So wandte er auch seine Teilnahme allen ihm bekannten Werken aus den verschiedensten Jahrhunderten zu, während andere immer nach dem Neuesten fragen. Seine Sammlungen zeigten das deutlich jedem, der sein Haus betrat, und wir wissen, wie viel Liebe er den Dichtern der Vergangenheit: Molière, Shakespeare, Calderon und besonders den Griechen zuwandte. Bald machte er sich im alten germanischen Norden heimisch, bald in Arabien, dann unter Neugriechen oder Serben, dann unter Chinesen u. s. w. Wenn ihn vielleicht einer der Neuesten entthront zu haben glaubte, achtete er gar nicht darauf und steckte vielleicht tief in den persischen Dichtern. „Die Perser — so sprach er dann zu einem Hausfreunde — hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser als ich waren."[1])

Seinen geologischen Studien dankte er es, daß er noch mehr über die Jahrtausende zu blicken sich gewöhnte. Es scheint, daß namentlich auf Bergeshöhen auch sein geistiges Auge den weiten Ausschau liebte. So stand er einmal mit Eckermann am Abhange des Ettersberges und blickte auf die Siedelungen und Hügel in der Nähe und die blauen Berge in der Ferne.[2]) Der Gefährte

[1]) von Müller 2. Oktober 1823. — [2]) Eckermann, 26. September 1827.

Digitized by Google

brachte ihm Muscheln und zerbrochene Ammonshörner vom Straßenrande. „Immer die alte Geschichte!“ sagte Goethe, „immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Thale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchstwahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesen Berg fliegt.“ Auch als er an seinem letzten Geburtstage auf dem Kickelhahn war, glitten seine Gedanken von seiner Lebenszeit auch bald über zu den großen Zeitspannen der Erdgeschichte. Zuerst dachte er an die in jugendlichem Wagemut im nahen Ilmenau begonnenen Bergwerksbauten, die später aufgegeben werden mußten. „Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht so gesucht wie sonst. Pech ward gesotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künstlichst und kümmerlichst verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, kolossale Urstämme in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt; und

Digitized by Google

so ging's denn weiter, vom alten Granit, durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme sich entwickeln.“[1])

* * *

Ein Mann wie Goethe würde in jeder Zeit Neider und Gegner gehabt haben, aber er war groß genug, über sie hinwegzublicken. Als Wolfgang Menzel an ihm zum Helden zu werden begehrte, las Goethe seine Angriffe gar nicht, sondern meinte: „Von allem, was gegen mich geschieht, keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt sein. Ich habe Breite genug, mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern, ob sich irgend einer da oder dort in den Weg stellt, den ich einmal gegangen bin.“[2]) Allerdings hat auch er in seinem langen Leben öfters in einem frisch-fröhlichen Kampfe mit zeitgenössischen Schriftstellern und Gelehrten die Waffen gekreuzt, aber in Summa hat er doch nur einen sehr kleinen Teil seiner Zeit und Kraft darauf verwandt. Er kannte ja den Nationalfehler der Deutschen, daß sie alles besser wissen wollen, daß sie ein Nichtwissen nur sehr ungern eingestehn, und mit den deutschen Gelehrten hatte er im besonderen seine Erfahrungen gemacht. „Die lieben Deutschen kenne ich schon,“ sagte er im Zorn 1816 zu Riemer, „erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.“ Und

---

[1]) An Zelter 4. September 1831. — [2]) An Zelter 26. August 1828.

Digitized by Google

1807 äußerte er sich gegen den Staatsmann C. F. v. Reinhard: „Aus Erfahrung weiß ich sehr wohl, daß ein Gelehrter das, was er einmal hat drucken lassen, nicht leicht zurücknimmt, sondern wenn er ja eines besseren überzeugt wird, seine Meinung nach und nach verschwinden läßt und ebenso nach und nach das Rechte unterschiebt, wodurch denn die Welt gewissermaßen nicht gebessert wird, weil eine gewisse Indifferenz von Wahrheit und Irrtum auf diesem Wege entstehen muß."

Schlug er doch einmal auf einen Gelehrten los, so hütete er sich, die Fehde ins Unendliche zu spinnen. „Adelungen würde meo voto nicht geantwortet," rät er dem Redaktor der Jenaischen Litteraturzeitung.[1]) „Wenn man jemand so tüchtig durchdrischt, so ist es billig, daß man ihn Gesichter schneiden lasse, soviel er will. Durch Dupliken wird nichts ausgerichtet vor dem Publikum; es ist schon eine Art defensiver Stellung, die niemals vorteilhaft ist."

Man hat die Polemik zwischen Gelehrten, Schriftstellern und Rednern wohl öfters mit den Turnieren des Mittelalters verglichen; Goethe aber betonte, daß es diesen modernen Kämpfen an ritterlichem Schrankenraum, an Kreiswärteln und Kampfrichtern fehle, „und in jedem Schaukreise wirft sich, wie vor alters im Cirkus, die ungestüme Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen; die größte Masse beherrscht den Augenblick."[2])

Ausführlich hat er sich im April 1824 gegen Eder-

[1]) Am 11. April 1804 an Eichstädt. — [2]) Biographische Einzelheiten. Kotzebue.

Digitized by Google

mann über seine Gegner geäußert, und warum er keine Zeit mit ihnen verliere. „Ihre Zahl ist Legion," meinte er, „doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren. Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Die ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viel Langeweile gemacht, doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wußten nicht, was sie thaten. Eine zweite große Masse bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören. — Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkle. — Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften nicht frei davon sein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernst war und ich an meiner Veredlung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

Digitized by Google

Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden: und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand." — —

Die zuletzt angedeutete Einsicht, daß die Menschen verschieden denken müssen, daß sie nicht zu unserer Ansicht bekehrt werden können, behütet uns vor vielem Zeitverlust und Ärger. Auf religiösem Gebiete schätzte Goethe das alte Diktum, daß sich jeder seine eigne Art von Gott macht und daß man Niemand den seinigen weder nehmen kann noch soll.[1]) Und so gilt es überall, „daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre."[2])

---

[1]) Brief an Schiller, 31. Juli 1799. — [2]) Brief an C. F. v. Reinhard, 22. Januar 1811.

Digitized by Google

Namentlich aber ging Goethe der Polemik aus dem Wege, weil alles Negieren, Opponieren, Nörgeln ihm verhaßt, weil er selber durchaus positiv war. Um es mit des Kanzlers Worten auszudrücken: „er hatte es sich zur Maxime gemacht, nur durch immerfort erneutes Aufstellen und Ausüben des Wahren und Rechten zu wirken, aber so selten als möglich durch Bestreiten und Opponieren.“[1]) Er wußte eben: „der allergrößte Verdruß, den man diesem pfuscherischem Volke anthun kann, besteht darin, wenn man jede Kraft, die an einem ist, besser und lebhafter ausbildet und sich und sein Talent immer fortschreitend und fruchtbar sehen läßt.“[2]) Und dann wußte er, daß von den Lebensgütern allen der Ruhm das höchste nicht ist. „Der Ruhm ist eine herrliche Seelenkost,“ sagte er einmal zu einem russischen Grafen; „sie stärkt und erhebt den Geist, erfrischt das Gemüt; das schwache Menschenherz mag sich daher gern daran erlaben. Aber man gelangt gar bald auf dem Wege zur Berühmtheit zur Geringachtung derselben. Die öffentliche Meinung vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröten, und verhöhnt die Tugenden, die unser Stolz sind. Glauben Sie mir, der Ruhm ist so verletzend fast als die Verrufenheit. Seit dreißig Jahren kämpfe ich gegen den Überdruß, und Sie würden ihn begreifen, wenn Sie nur wenige Wochen mit ansehn würden, wie mich täglich eine Anzahl von Fremden zu bewundern verlangt,

---

[1]) Erfurter Rede 1832. — [2]) Brieflich an J. H. Meyer, 30. Oktober 1796.

Digitized by Google

wovon viele meine Schriften nicht gelesen haben und die meisten mich nicht verstehn." — — —

Noch tiefer sehen wir in Goethes Herz, wenn er uns sagt, wie er über seinen unangenehmsten Widersacher, August v. Kotzebue, hinwegkam, der es sich zum Geschäft machte, auf jede Art und Weise, seinem Talent, seiner Thätigkeit, seinem Glück entgegenzutreten.[1]) Goethes Hausmittel dagegen war: „die Existenz desjenigen, der mit Abneigung und Haß verfolgt, als ein notwendiges und zwar günstiges zu der seinigen zu betrachten." So hielt er es auch mit Kotzebue: „Ich denke ihn mir gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir so werten Stadt das Verdienst nicht rauben kann, sein Geburtsort gewesen zu sein; ich denke mir ihn gern als schönen, muntern Knaben, der in meinem Garten Sprengel stellte und mich durch seine freie Thätigkeit sehr oft ergötzte; ich gedenke seiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die sich als Gattin und Mutter immer verehrenswert gezeigt hat. Gehe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemütsprodukt, weder als das, was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuten und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vorteil dagegen hat mir seine litterarische Laufbahn in Absicht auf Übung des Urteils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Produktionen der Gegenwart zu

[1]) Biographische Einzelheiten. Kotzebue.

Digitized by Google

schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben, manche andere, ja das ganze Publikum, kennen zu lernen; ja, ich finde noch öfters Anlaß, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überhinfahrendes Tadeln und Verwerfen in Schutz zu nehmen. Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er uns in die Hand gegeben hat, die Zuschauer zu unterhalten und der Kasse zu nutzen, so wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß, den er auf mein Wesen und Vornehmen ausgeübt, zu verachten, zu schelten oder gar zu leugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkung zu freuen, und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge."

Goethes Hausmittel gegen diesen Feind sieht beinahe christlich aus; er will es aber weder als christlich, noch sonst hochmoralisch empfehlen, es sei einfach einem verklärten Egoismus entsprungen und bewähre sich als praktisch, um die unangenehmsten von allen Empfindungen aus dem Gemüt zu verbannen: kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß. In der Lehre, man solle seine Feinde lieben, scheint ihm das Wort „lieben" gemißbraucht oder doch in einem andern Sinne gebraucht zu sein, als es sonst hat; er will deshalb lieber jenen weisen Spruch mit Überzeugung wiederholen, daß man einen guten Haushalter hauptsächlich dann erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen wisse.

„Nicht größeren Vorteil wüßt' ich zu nennen
Als des Feindes Verdienst erkennen."

* * *

Digitized by Google

Über seine politische Stellung muß noch einiges gesagt werden, da er gerade dadurch in den schärfsten Gegensatz zu seinen Zeitgenossen kam und selbst heute noch sich scharfe Kritiker erweckt. Der Mann, den wir eben betrachtet haben, ist kein Politiker! Wohl gingen von ihm große politische Lehren aus,[1]) aber was wir gewöhnlich unter einem Politiker verstehen, das ist kein Einsiedler und Einspänner, der den Ruhm und den Beifall der Menge verachtet und gleichsam außerhalb seiner Zeit lebt. Goethe hätte das Talent zum politischen Führer gehabt, und das Urteil des berühmten Phrenologen Gall, daß er zum Volksredner geboren sei, war keine vage Phantasie. Aber seine Gemütsart und seine Überzeugungen hinderten ihn, seine Macht über die Massen zu gebrauchen. Er war ein Mann der Betrachtung, kein Mann der That. Niemals zeigte sich das deutlicher als nach der Schlacht bei Jena, wo es sich wochenlang doch auch um die Aufhebung des Herzogtums Weimar handelte. Der Staatsminister v. Goethe schrieb bald darauf an seinen musikalischen Freund in Berlin[2]): „Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht Not, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer besorgt wurden, und so konnte ich in meiner

---

[1]) Der Verfasser dieses Buches hat sie in dem Werkchen „Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden v. J. W. v. Goethe“ (bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin) darzustellen gesucht, indem er Goethes zerstreute Aussprüche zu einem Ganzen vereinigte. — [2]) An Zelter 26. Dezember 1806.

Digitized by Google

Klause verharren und mein Innerstes bedenken.“ Diese scheinbare Stumpfheit gegen politische Zustände und Bewegungen erklärt sich nicht nur aus seiner Gemütsart, sondern auch aus seinen Überzeugungen.[1]) „Von der Höhe seines Standpunktes erschien ihm die Geschichte nur als ein ewig wiederholter, ja notwendiger Kampf der Thorheiten und Leidenschaften mit den edleren Interessen der Zivilisation; er kannte zu gut die Gefahren oder wenigstens zweideutigen Erfolge unberufener Einmischung — —. Er war überzeugt, daß dem Menschen weniger von außen als von innen heraus zu helfen stehe.“[2]) Durch seine Erfahrungen war Goethe zu einem konservativen laisser faire gelangt. „In bürgerlichen Dingen ... läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Übel herausheben; sie müssen zusammen, wie schwarze und weiße Schafe Einer Herde, unter einander zum Stalle hinaus und herein. Und was sich noch thun ließe, da mangelt's an

---

[1]) Übrigens ist Goethes Stumpfheit und Unthätigkeit zur napoleonischen Zeit wohl auch auf seine beständige Kränklichkeit zurückzuführen. Wenn man die Briefe seiner Hausgenossen Christiane und Riemer aus jenen Jahren liest, so erscheint ihr Geheimer Rat beständig als ein kränklicher alter Mann, der sich sehr schonen muß, um noch einige Jahre auszuhalten. — Außerdem erstickte seine intimere Kenntnis der deutschen Höfe bei ihm den Glauben, daß man Napoleon überwinden könne. Er wußte ja, daß fast alle deutschen Staaten finanziell bankerott waren; daß aber England so reichlich die Gelder hergeben würde, ohne die die Befreiungskriege nicht hätten geführt werden können, war wirklich nicht zu erwarten. — [2]) v. Müller in der Erfurter Gedächtnisrede.

Digitized by Google

Menschen, die gleich auf der Stelle das Gehörige thun.“ „Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht, sieht man erst, wie einzeln die Brauchbaren sind.“ Und was für Pfuscher pflegen die Volksbeglücker zu sein! „Zeitschreiber, Jesuiten, Komödianten reißen sich um die Welt und keiner versteht sie zu halten. Und was das für eine Freude ist, wenn ein Pfuscher den andern besiegt hat — auf drei Tage!“[1])

Wir blicken geradezu in das Zentrum seiner politischen Lehren, wenn wir die leichten Sätze lesen, die er im August 1797 seinem Freunde Knebel von Frankfurt aus schrieb: „Was mich betrifft, so sehe ich immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist. Und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.“

[1]) An Zelter 4. September 1830.

Digitized by Google

XIII.

Frömmigkeit.

Als der König Ludwig von Bayern bei Goethe war, fragte er den alten Dichter auch, warum man ihn eigentlich den letzten Heiden nenne. Goethe dagegen hat einmal die ſtarke Frage gethan: „Wer iſt denn noch heutzutage ein Chriſt, wie Chriſtus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!“[1]) Und unter ſeinen Zeitgenoſſen gab es nicht wenige, die ihn, „den Griechen,“ für einen echten Chriſten hielten. Karl Auguſt verglich ihn einmal mit ſeinem erſten Geiſtlichen: „Herder giebt mir Blitzlicht in der Religion, Goethe das wahre, bleibende Licht.“ Varnhagen von Enſe ſchreibt: „Sein Herz hegt die reinſte, wärmſte Liebe, er iſt gotterfüllt, echt fromm und heilig in ſeinem tiefſten Weſen. Er macht keine Worte von Chriſtus, er prahlt nicht mit ſeinem Bekenntnis auf ihn, aber Jeſus hätte ihn zum teuerſten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet.“ — „O, er war die Liebe ſelbſt,“ antwortete auf eine Frage nach Goethes Weſen ein kleiner Beamter, der ihn in Ilmenau auf den einſamen Wegen

[1]) Zu v. Müller 1830.

Digitized by Google

im Gebirge begleiten mußte. Von anderen hören wir wieder: Jesus konnte er mit solcher Rührung preisen, daß er in einen Thränenstrom ausbrach.

Goethe war, wie wir alle, Christ und Heide, nur waren bei ihm die Zeichen der einen oder der andern Art viel stärker und deutlicher, als sie bei uns in der Regel sind. Ein Heide erschien er leicht wegen seiner großen Liebe zum klassischen Altertum; er meinte selbst, er müsse wohl schon unter Kaiser Hadrian einmal dagewesen sein, so sehr fühle er sich in Italien unter den Resten des Altertums daheim. Wenn er dann auch „das Märlein von Christus,“[1]) das den Pfaffen so nützlich ist, einmal spöttisch behandelte oder es beklagte, daß nicht Homer unsere Bibel geworden sei statt des Buches, das uns mit Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen unterhält,[2]) wenn er seine Abneigung gegen das „Marterholz“ drastisch kundgab, dann schien an seinem vollendeten Heidentum kein Zweifel mehr möglich. Und auf ethischem Gebiete hätte man noch sein häufiges Lob des Egoismus und daß er Gott ohne Schuldgefühl gegenüberstand, ins Feld führen können.

Und trotzdem hatte er von menschlicher und christlicher Frömmigkeit einen reichen Schatz in seiner Seele. Er war vor allem sein Lebenlang ein Sucher des Göttlichen, und nichts beglückte ihn mehr, als wenn er eine neue Offenbarung der Gottheit und ihrer Gesetze für sich entdeckt zu haben glaubte. Das war es gerade, was ihn von anderen Naturforschern unterschied, daß er in

[1]) In einem Briefe an Herder. — [2]) Zu Böttiger 1795.

Digitized by Google

dem gelehrten Wust stets das große Gesetz und den Schöpfergedanken suchte. Und ebenso bereitwillig suchte er das Göttliche auch im geistigen und sittlichen Menschenleben, auch in der Bibel, in der Theologie und in der Kirche sogar. Vor der Bibel hatte er große Achtung, wenn auch hie und da eine Äußerung respektlos klingt. „Ich für meine Person hatte sie (die Bibel) lieb und wert," erzählt er in „Wahrheit und Dichtung" von seiner Jugendzeit, „denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief in mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttischen und verdrehenden Angriffe." Auch was die Theologen zu sagen haben, beschäftigte ihn viel; Rezensionen von Predigtsammlungen und anderen theologischen Werken haben wir von ihm aus den weit auseinander liegenden Jahren 1773 und 1830. Als Jüngling schrieb er sogar theologische Abhandlungen, die „zwo biblischen Fragen" und den „Brief des Pastors N. N. an den Pastor N. N.", worin er die wahre Toleranz lehrt, die aus dem christlichen Glauben stammt, und dem Höllenglauben einen Glauben an die dereinstige Wiederbringung Aller entgegensetzt. Solche Aufsätze lagen ihm in späterer Zeit fern — in poetischer Form finden wir ja den Gedanken der Wiederbringung noch einmal im Schlusse des Faust — aber als Leser blieb er auch der Theologie treu. Zuweilen fanden ihn Freunde über dem Studium der Werke eines Daub, Kreutzer, Paulus, Marheineke, Röhr oder selbst der Folianten der Kirchen-

Digitized by Google

väter. Zur Zeit des Reformations-Jubiläums beschäftigte er sich viel mit Luthern und dachte ernstlich daran, eine große welthistorische Kantate auf ihn und sein Werk zu dichten. Und später noch hat er aus dem Stegreif Sätze gesprochen, die die glücklichste Inschrift für ein Denkmal des Reformators sein würden.[1])

Der Kanzler erzählt weiter: „Ich erinnere mich noch lebhaft der naiven Verwunderung eines wackeren französischen Geistlichen aus der Provinz, als Goethe ihm unvermutet die französische Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte in großartigen Umrissen aufrollte, und mit den Lichtblicken seiner Bemerkungen erhellte."

* * *

Gott wird jedoch besser durch die Frommen, als durch die Theologen verkündet. Goethe hatte immer Freude und Erbauung, wo er wahre, in Leben und That sich ausstrahlende Frömmigkeit fand. Als Student ehrte er so den gläubigen Hofmeister Langer, der später Lessings

---

[1]) „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden, von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Zu Ostermann 1832.

Digitized by Google

Nachfolger in Wolfenbüttel wurde, und in Frankfurt die halbe Herrnhuterin Fräulein v. Klettenberg, der er noch im Wilhelm Meister durch ihre „Bekenntnisse einer schönen Seele" ein Denkmal gesetzt hat; unter ihrem Einflusse hatte er zeitweilig selber ein „herrnhutisches Herz"; er besuchte — etwa 1769 — sogar einen Kongreß der Brüdergemeinde zu Marienborn. Im Alter verfolgte er die Hallischen Missionsberichte mit Aufmerksamkeit, „wie überhaupt alles, was auf Verbreitung sittlichen Gefühls durch religiöse Mittel hinstrebt."[1]) Und so hatte er stets einen offenen Sinn für echte Frömmigkeit. Als er 1805 in Magdeburg auf Kloster Bergen, die bekannte evangelische Schule, wo Wieland erzogen war, hinüberblickte, dachte er: „Dort wirkte Abt Steinmetz im frommen Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten."[2])

Ebenso rühmte er den Quäker Howard einmal,[3]) als er dessen Selbstbiographie las. „Er spricht darin lange nicht so duckmäuserig als ein Herrnhuter, sondern heiter und froh. Christ, wie er einmal ist, lebt und webt er ganz in dieser Lehre, knüpft alle seine Hoffnungen für die Zukunft und für diese Welt hieran, und das alles so folgerecht, so friedlich, so verständig, daß man, während man ihn liest, wohl gleichen Glauben haben zu können wünschen möchte."

[1]) v. Müller in der Erfurter Gedächtnisrede. — [2]) Annalen von 1805. — [3]) Gegen den Kanzler v. Müller am 11. Juni 1822.

Digitized by Google

In einem Gespräche mit Falk[1]) hat Goethe uns einen Frommen gezeichnet, wie er ihn verehren konnte, und zwar war dieser Fromme seltsamer Weise ein Bruder Napoleons, der abgedankte König Ludwig Bonaparte von Holland, mit dem unser Dichter 1810 in Teplitz in einem Hause gewohnt und viel verkehrt hatte. Diese Charakterzeichnung[2]) verdient durchdacht zu werden.

„Ludwig ist die geborene Güte und Leutseligkeit, sowie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. — Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte, nur, was freilich eben daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgend ein Tier gequält, ein Pferd gemißhandelt, oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Gebärden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten in Beziehung auf seine Person vergiebt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemütes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei. — Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urteile; sie erheitert gleichsam den dunkeln Grund seiner oft etwas schwermütigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte sein schönes sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält

[1]) Am 10. November 1810. — [2]) Wir kürzen sie hie und da.

Digitized by Google

sogleich eine sanfte Abweisung. Er verwirft daraus alles, was nach seinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorschrift ist. — Die Zeit ist nach seiner Meinung heftig verworren und sehr böse, aber daraus folgt keineswegs, daß sie immer so bleiben werde. Man darf in seiner Gegenwart keine Maxime aussprechen, die irgend einer seiner christlich-moralischen Ansichten zuwiderlautet, oder sie gar aufhebt, sonst wird er still, wortkarg oder wendet sich, jedoch ohne Streit und Widerspruch, aus dem Gespräche. — Wie es einem so zart und empfindlich gestimmten Wesen gelingen konnte, den schweren Kampf zwischen Holland und seinem eisernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe seiner Nerven zerriß und er selber zu grunde ging, ist mir noch immer ein Rätsel. Es ist bewundernswürdig, daß die Macht der Idee ihn so über den widerwärtigen Umständen emporgehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation, was er sich selbst schuldig zu sein glaubte, nachdem er sich dessen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen seinen Bruder mit demjenigen strengen und sittlichen Ernste, der seiner Natur eigen ist."

„Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Teplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte:

Digitized by Google

wenn dieses anmutig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen ungeheuern Weltverhältnissen das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können oder wenigstens Mut und Fassung an seinem Beispiel zu schöpfen im stande sein? — — — Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich . . . ."

„In den Umgebungen des Königs begegnete ich einem Doktor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen katholisch beschränkt waren. Er sprach sogar manchmal von der allein-seligmachenden Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, eben so mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich suchte meine Fassung in solchen Fällen soviel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige fast kapuzinermäßige Tiraden über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil wohl leicht kein anderes Buch soviel Gutes und Böses als dieses im Menschengeschlechte zur Entwicklung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrak ich ein wenig von ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als: die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders. Zwar sah ich den Doktor vor

Digitized by Google

Schrecken und Zorn bei dieſen Worten bald erbleichen, bald wieder rot werden, der König aber faßte ſich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und ſagte bloß ſcherzweiſe: Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique." — — —

So wie hier den Doktor mußte Goethe auch andere Frommen zuweilen zur Rückſicht auf ſeine eigene Überzeugung mahnen. Den Romantiker Zacharias Werner, deſſen Gläubigkeit faſt ſo groß war wie ſeine Sinnlichkeit, bittet er einmal[1]): „Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß wir immer einmal wieder eine Strecke Wegs mit Luſt zuſammen fortwandern können; nur enthalten Sie ſich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzuſtreuen." Recht ſchön wehrte er 1823 die Gräfin Bernſtorff ab, ſeine ehemalige Jugendfreundin Auguſte v. Stolberg, die ihn jetzt zu ihrem chriſtlichen Glauben bekehren wollte:

„Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer aufs Höchſte geblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort, ſo lange es Tag für uns iſt; für andere wird auch eine Sonne ſcheinen, ſie werden ſich an ihr hervorthun und uns indes ein helleres Licht erleuchten. Möge ſich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zuſammenfinden!"

---

[1]) Im Oktober 1809.

* * *

Digitized by Google

Zur Kirche stellte sich Goethe im ganzen weder freundlich noch feindlich. Er hielt sie für „eine Art von heidnischem Judentum“,[1]) für eine Verunreinigung der echten christlichen Lehre. Vieles, was er gegen sie und die Geistlichen geschrieben, hat er später wieder unterdrückt, doch blieb noch mancher scharfe Angriff stehen. Den Gottesdienst besuchte er nicht, aber er wäre herzlich gern dazu bereit gewesen, wenn die protestantische Kirche der christlichen Ethik soviel Kraft gewidmet hätte, wie ihrer unfruchtbaren Dogmatik. „Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemanden wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnisse eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.“[2]) Daß Goethe sich schließlich trauen ließ, um seine Frau und sein Kind zu legitimieren, ist schon berichtet. Auch daß der Sohn konfirmiert wurde, litt er. „Du willst, verehrter alter Freund,“ so schreibt er am 26. April 1802 an Herder, „die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise, als das Herkommen vorschreibt. Ich danke dir herzlich da-

[1]) An Zelter 14. November 1816. — [2]) Mündlich zu Falk.

Digitized by Google

für.“ Als ihn im Jahre vorher der Buchhändler Sander in Berlin bat, eine Patenstelle anzunehmen, antwortete Goethe sanft ablehnend, indem er betonte, wie wenig sein Zeugnis in der christlichen Kirche bedeuten könne.[1]) Und an Schiller, der ihn zur Taufe seines zweiten Sohnes einlud, schrieb er, daß er erst am Sonnabend, statt am Donnerstag, kommen wolle, da ihn die Zeremonien der Taufe gar zur sehr verstimmen würden.[2]) Aber in seine Lebensgeschichte schrieb er eine Lobrede auf die katholischen Sakramente hinein, deren symbolische Schönheit den Dichter erfreute.

* * *

Frömmer als manche Kirchenchristen war Goethe namentlich darin, daß er mehr Ehrfurcht vor der Gottheit hatte. Viele Scheinfromme reden ja vom Schöpfer aller Dinge, wie wenn er ihr Großpapa wäre, dessen Gedanken sie genau kennen, dessen Gunst sie sicher sind, den sie zu behandeln wissen, den sie gegen andere zu vertreten haben. Besonders den Geistlichen wird der stündliche Gebrauch und Mißbrauch seines Namens zur Gewohnheit, und was für schlechte Geschichten hängen sie ihm an![3]) „Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen!“ Im Dezember 1813, also nach den großen Siegen der Verbündeten über die Franzosen,

---

[1]) Brief vom 25. November 1801. — [2]) Brief vom 13. Juli 1796. — [3]) Vgl. Eckermann 31. Dezember 1823.

Digitized by Google

war ein Leipziger Freund, Friedrich Rochlitz, bei Goethen. Sie gingen im Zimmer auf und ab, von den großen Ereignissen sprechend. Da rief Rochlitz begeistert aus: „Ich dächte genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen!“

Da blieb Goethe stehen und sagte im feierlichen Tone: „Anerkennen? sie? wer muß das nicht! Ich aber schweigend.“

„Schweigend? Eben das?“ —

„Wer kann es ausreden? außer allenfalls für sich selbst? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ists ihm nicht erlaubt.“

* * *

Außer dieser Ehrfurcht vor „dem uralten heiligen Vater“, dessen „letzten Saum seines Kleides“ er demütig küßt, „kindliche Schauer treu in der Brust“, hatte er noch manche Eigenschaft, manches Seelenbedürfnis, die wir als fromm oder geradezu als christlich bezeichnen müssen. Wenn ein Mitmensch etwas wider uns hat, so sollen wir uns mit ihm versöhnen, ehe wir Gott opfern, das ist eine echte Christuslehre. Daß ihm der alte Freund Herder jede ersehnte Versöhnung verdarb, weil er in den besten Stunden eine neue Kränkung anzubringen nicht unterlassen konnte, gehörte zu Goethes tiefsten Schmerzen. In den Gedanken an Friederike und Lili, denen er als Schuldiger gegenüber stand, war ihm nicht wohl, bis er sich ihrer Verzeihung versichert hatte. Am

Digitized by Google

25. September 1779 that er den Büßergang nach Sesenheim, wenn es auch äußerlich ein frischer Ritt war, der ihn nur einige Tage von den Reisegefährten trennte. Und als er dann Abschied von Friederike Brion nahm, durfte er sich sagen, daß er nun „wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten" leben könne.[1]) Am nächsten Tage besuchte er in Straßburg die dort verheiratete Lilli; auch hier nahm man ihn mit herzlicher Freundschaft auf, und fröhlich ritt er weiter in dem Gefühle, daß nun ein reines Wohlwollen ihn mit jenen einst heiß geliebten und schwer betrübten Freundinnen vereine.

Wie die Pflicht zur Versöhnung, so empfand er auch eine unwiderstehliche Nötigung zur öffentlichen Beichte und Buße in sich. Er hat nicht in die Welt hineingeschrien, was für ein Sünder er sei, aber wer ihn kennt, liest es aus Götz und Clavigo und manchem anderen Werke heraus. Von der Zeit, wo der Schmerz um Friederikens Lage ihn plagte, schreibt er in „Dichtung und Wahrheit": „Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden."

* * *

Auch Goethes Wohlthätigkeit hatte einen religiösen Charakter. In jungen Jahren griff er am liebsten mit

[1]) Brief an Frau v. Stein vom 28. September 1779.

Digitized by Google

eigenen Händen zu, wo Hilfe nötig war. So bei einem Feuer in einem Dörfchen am Ettersberge. „Meine Augenbrauen sind versengt," schreibt er nach heißer Arbeit an Frau v. Stein, „und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legt' ich mich nach Mitternacht aufs Bett." Bei einer Wassersnot im Februar 1784 blieb er fünf Tage in Jena und der Herzog berichtete von ihm: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten, die besten Anstalten getroffen."

Im Geben an Bittende war er anfangs wohl etwas leichtsinnig. Als er eben durch Goetz und Werther berühmt geworden war, wurden auch seine Freigebigkeit und Gutherzigkeit schnell bekannt. Bedürftige und Abenteurer drängten sich an ihn, borgten Geld von ihm oder baten ihn um Bürgschaft. Er mußte selber Schulden machen, um sie zu befriedigen, und jahrelang haben ihn diese Schulden gedrückt. Auch als er in Weimar als Busenfreund des Herzogs noch weiter berühmt wurde, überliefen ihn „Genies" von mancherlei Art, um von seinem Glücke mitzuzehren. Er gab mit bereiten Händen, aber wie er auch im übrigen Verkehr allmählich steifer und verschlossener wurde, so machte er auch mit Bittstellern genug bittere Erfahrungen, um auch gegen sie härter zu werden. Er half von nun an seltener, aber seine Wohlthätigkeit bekam eine religiöse Tiefe. Da, wo er im Zusammentreffen mit einem Bedürftigen eine Lenkung der Vorsehung ahnte, gab er reichlich und in der edelsten Weise.

Einmal vergaß er seinen eigenen Grundsatz, daß man

Digitized by Google

mit der Wohlthätigkeit nicht spielen dürfe. Es war ihm etwas sehr Angenehmes begegnet und als er sich in den Wagen setzte, legte er alles Geld, was er bei sich hatte, in die Hand, um die Münzen nach der Reihe, in der sie lagen, an Handwerksburschen und andere Arme am Wege zu verteilen. Aber seltsamer Weise zeigte sich auf einem dreistündigen Wege, der von Fußgängern wohlbelebt war, nicht ein Einziger, dem er hätte etwas reichen dürfen. Da erkannte Goethe seine Anmaßung, sich selbst als Werkzeug der Vorsehung zu berufen, und geben zu wollen, ehe die Geister ihm einen „Nächsten" zuführten.

Wie sie es thun, glaubte er einmal in der Gegend von Teplitz erfahren zu haben. Er ging eines Tages bei sehr unfreundlichem Wetter durch das Feld und er konnte sich selber nicht Rechenschaft geben, warum er nicht lieber heimkehre. Der Wind war heftig, der graue Himmel verkündete Regenschauer; dennoch trieb ihn etwas den Schloßberg hinan. Strichweise überfiel ihn der Regen und er war verdrießlich über seine eigene Grille, just zu dieser tristen Stunde die graue Ruine auf dem Berge aufzusuchen. Aber als er dort in ein Gewölbe trat, um sich vor dem Regen zu schützen, ward ihm das Rätsel gelöst. Der schönste Knabe von der Welt stand dort neben einem alten Manne, gleichfalls Schutz vor dem Unwetter suchend. Trotz reinlicher Kleidung sah man beiden die Armut an. Höflich standen sie auf und erwiderten seinen Gruß. Sie waren über Land gezogen, um entfernte Verwandte aufzusuchen und dort ihre Lage zu verbessern. Als sie den Schloßberg neben

Digitized by Google

sich sahen, hatte der Knabe den Vater bedrängt, diesen Gipfel zu besteigen, während Goethe gleichzeitig von der anderen Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, erquickte den Dichter; er dankte dem Genius, der ihn bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab unter treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles, was er bei sich fand.

Ein andermal fuhr er an einem Knaben von zehn bis zwölf Jahren vorüber und er sah ihm an, daß schon dieses Kind als Handwerksbursch in fremdem Dienst sein Brot suchte. Er rief dem Kutscher zu, zu halten, aber der Kutscher hörte nicht. Nach zwei Stunden hörte er bei der Einfahrt in einen Ort das beliebte Kindergeschrei: „sitzt Einer hinter dem Wagen!" Wie er sich umblickte, schlüpft der kleine Bäckerjunge von vorhin herunter; er hatte sich auf den Wagen geschwungen, um einen beschädigten Fuß zu schonen. Goethe aber fühlte die reinste Freude: daß ihm auf solche Weise der Knabe, dem er nützlich sein konnte, mitgeschleppt war und daß sogar die Kinder mit ihrem neidischen Geschrei helfen mußten, ihn mit dem Knaben zusammenzubringen, der sonst unbemerkt fortgeschlichen wäre.

Den gewöhnlichen armseligen Bettlern, Krüppeln und dergleichen, gab Goethe ihr Almosen, aber er that es niemals gern; höchstens reizte es ihn, wenn die Katholischen unter ihnen für ihn zu beten versprachen, wie wenn sie ihm helfen könnten! Gern gab er dagegen Handwerksburschen und besonders dann, wenn sie gut gekleidet waren und den Eindruck braver Burschen machten. Mit ihnen hatte er das Gefühl der Zusammen-

Digitized by Google

gehörigkeit, denn er war in jungen Jahren manches Mal mit solchen Leuten gewandert. Das Gefühl der Verwandtschaft hatte er erst recht gegenüber einem Talente, das mit niedrigen Verhältnissen oder mit einem unglücklichen Charakter zu kämpfen hatte. Unzählige Male ist er solchen Leuten beigestanden und als Achtzigjähriger seufzte er einmal: „wer wie ich ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protektion junger Talente verloren hat, dem muß wohl die Lust nach und nach vergehn.“ Aber das war eine augenblickliche Mißstimmung; er war seiner ganzen Natur nach ein freudiger Geber. Diezmann erzählt in seinem unterhaltsamen Buche über Goethe und die lustige Zeit in Weimar eine Geschichte, die uns den echten Goethe zeigt. Zu Ende 1778 wendete sich „ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale und nicht ohne eigene Schuld verarmter Mann“ von Gera aus an ihn. Dieser Mann hatte nicht geringe volkswirtschaftliche und andere Kenntnisse, aber ihm fehlte der innere Halt, und durch eine krankhafte Reizbarkeit wurde sein mißliches Schicksal noch verschlimmert. Goethe antwortete zuerst kühl, schickte aber etwas Geld; er erkundigte sich dann unter der Hand nach dem Briefschreiber, und dann gab er alles Nötige: Überrock, Stiefel, Strümpfe. Und von nun an sorgte er für den Fremden, wie wenn er sein jüngerer Bruder wäre. Auch seine Briefe waren Gaben. „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften. Ich verständle viel von meinem Einkommen, das ich für die Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der,

Digitized by Google

der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen gar nicht versteht ... Es ist mehr als eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, was so selten geschieht, einmal einen wirklich Elenden erleichtern läßt." Goethe steigerte seine Unterstützung für diesen Fremden auf hundert, später auf zweihundert Thaler jährlich, brachte ihn unter falschem Namen in Ilmenau unter, verschaffte ihm dort Wohnung und Mittagstisch, schickte ihm Bücher und ließ sich von ihm leichte Arbeiten machen, weniger um diese Arbeiten ernstlich zu verwerten, als um seinem Schützling das Bewußtsein zu geben, als verdiene er seinen Unterhalt. Dieses Verhältnis dauerte viele Jahre, und kein Mensch wußte etwas davon. Erst lange nach Goethes Tode wurde die Sache zufällig bekannt, als man seine Briefe an diesen Mann entdeckte.

Und in Weimar ahnte mancher, der eine nötige Gabe erhielt, nicht, daß der unnahbare Geheimrat v. Goethe sein Wohlthäter war. Goethes Arzt hatte Auftrag, ihm solche Fälle bekannt zu geben, wo eine größere Summe schlimmer Bedrängnis abhelfen könne, denn, meinte Goethe, der Arzt sehe wohl am besten, wo Hilfe angebracht sei. Der Arzt übermittelte das Geld, und erst nach Goethes Tode sagte er, von wem er es hatte.

* * *

Ein großer Segen der Sünde, wenn wir sie uns zum Segen werden lassen, ist, daß sie uns vor geistlichem

Digitized by Google

Hochmut schützt. Sie macht uns duldsam und versöhnlich gegen unsere Mitmenschen, und das Bewußtsein unserer eigenen Schwäche läßt uns auf Christi Warnung hören: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“

Ob es einen duldsameren Menschen gab als Goethe? Man denke an seine poetischen Werke: wo sind da die Bösewichte? Nur irrende, schwache Menschen kennt er, und nie ist Recht oder Unrecht ganz auf einer Seite.

Schon in den beiden Theaterstücken, die er als blutjunger Student in Leipzig hinschrieb, zeigt er sich als derselbe Vermittler und Versöhner, der er als Knabe in Frankfurt bei ernstesten Anlässen schon manchmal gewesen war.[1]) Denn sowohl ‚Die Laune des Verliebten‘, wie ‚Die Mitschuldigen‘ „deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.“

Auch im „Werther“ hat er uns gesagt, warum er die Tugendboldigkeit nicht mitmachen könne. „Ach ihr vernünftigen Leute! Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem

[1]) „Aus meinem Leben“. II. 7.

Digitized by Google

Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Auch im gemeinen Leben ists unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer freien, edeln, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken, ist närrisch. Schämt euch, ihr Nüchternen!" — — „Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal die Freuden genieße, die dem Menschen noch gewährt sind, mit aller Offenheit und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich."

Und so bleibt er als Dichter; selbst am Teufel sucht er das Nützliche und Entschuldigende. Früher nahm der Zauberer Faust, der sich dem Satan verschrieben, das „verdiente böse Ende", Goethe aber läßt göttliche Milde über ihn erstrahlen, und in ihrem Scheine sehen wir erst deutlich Fausts große Tugend des beständigen Steigens und Strebens. König Thoas ist noch in der Gluckschen Oper ein roher Barbar, der totgeschlagen werden muß, bei Goethen wird er zum liebenswerten edlen Menschen. Selbst Schillern gegenüber mußte Goethe diese Duldsamkeit und Gerechtigkeit behaupten. Einen Charakter wie Geßler hätte Goethe nie hingestellt, und an dem Geßler, den wir kennen, hat er noch gemildert. Schiller wollte geradezu und unmotiviert den Geßler einen Apfel vom Baume brechen und vom Kopfe des Knaben schießen lassen. „Dies war nun ganz gegen meine Natur," äußerte Goethe einmal,[1]) „und ich überredete ihn, diese Grau-

[1]) Zu Eckermann 18. Januar 1825.

Digitized by Google

samkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großthun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach." Umgekehrt wollte es Schiller machen, als er Goethes „Egmont" bearbeitete. In der Gefängnisscene, wo Egmont das Urteil vorgelesen wird, wollte er den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen lassen, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Goethe protestierte jedoch, und die Figur blieb weg.[1])

Schiller fragte sich, ob Goethe bei diesem ethischen Charakter überhaupt ein Tragödiendichter sein könne; die dichterischen Kräfte dazu habe er zwar, aber die „pathetische Gewalt" der Tragödie sage seiner Natur nicht zu.[2]) Und als Zelter auf dieses Urteil Schillers zu sprechen kam, erwiderte Goethe: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur konziliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß."[3]) Ein andermal sagt er: „Über Abgeschiedene eigentlich Gericht halten zu wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am

---

[1]) Wie oben. — [2]) Vgl. Zelter an Goethe, 27. Oktober 1831. — [3]) An Zelter, 31. Oktober 1831.

Digitized by Google

Leben: wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! Nicht, was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftigte die Hinterbliebenen."[1])

Goethes ganze poetische Thätigkeit war eine menschenfreundliche. Und das nicht bloß, weil alle seine Romane und Dramen uns Friedfertigkeit, Helfen und Tragen lehren, weil er uns immer wieder zeigt, daß die Welt nicht aus Bösen und Guten, Sündern und Erlösten, Weisen und Thoren besteht, daß wir vielmehr alle mehr oder weniger in der Irre gehen und alle das vermeintliche Gute suchen. Er wollte auch geradezu mit seinen Dichtungen die Leser und Hörer erheitern, ihr Leben erhellen und erleichtern. Man vergleiche nur seine Werke mit den heutigen naturalistischen Romanen und Dramen, die alle Lust am Leben ersticken könnten. „Es ist eine Litteratur der Verzweiflung," rief er selber aus, nachdem er „in die grenzenlosen Schrecknisse der neuesten französischen Romanlitteratur" hineingeraten war.[2])

„Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von allem, was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft,

---

[1]) Maximen und Reflexionen. — [2]) An Zelter, 18. Juni 1831; er denkt an Victor Hugos Notre Dame de Paris.

Digitized by Google

denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirklichkeiten zu Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's, die dergleichen unternehmen, geistreiche, vorzügliche Männer, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen, sich mit diesen Abominationen zu beschäftigen." Ganz anderer Art waren doch die englischen Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts! Als Achtzigjähriger nahm Goethe den „Landprediger von Wakefield" wieder durch und er wurde nicht wenig gerührt von der lebhaften Erinnerung, wieviel er dem Verfasser als junger Mann schuldig geworden.[1]) „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmut bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandten Tugenden heißen mögen, erzogen mich aufs löblichste, und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführen."

Dieselbe Milde, die seine Poesie durchzieht, bewährte Goethe auch im Leben beständig, er wollte nicht richten und verurteilen. Das zeigte sich bald im Großen, etwa dem Phänomen Napoleon gegenüber, bald im kleinen täglichen Leben. Er mochte kein Philister sein, und was er am Philister verabscheute, zeigt seine Definition[2]):

[1]) An Zelter, 25. Dezember 1829. — [2]) Gegen Riemer.

Digitized by Google

„Der Philister regiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen.“ Als der sonst folgsame Eckermann sich seinem Meister einmal zu widersetzen wagte, war die echt goethische Antwort: „Ihr seid ein wunderlicher Christ! Thut was Ihr wollt, ich will Euch gewähren lassen.“ Und dann fuhr er fort: „Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehn zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere, sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt.“ Wir glauben Goethe selbst zu hören, wenn sein Schüler Zelter einmal schreibt[1]): „Wenn ich bin, wie ich bin, warum soll der andere nicht sein, wie er ist?“

Schon als Jüngling konnte sich Goethe bei widerstrebenden Naturen zusammennehmen. 1774 saß er in Duisburg mit Lavater an einer größeren Tafel, und

[1]) 7. Juni 1825.

Digitized by Google

unter den Gästen war auch der Rektor Hasenkamp, ein frommer, aber auch recht ungeschickter Mann. Als sie recht fröhlich sind, fragt Hasenkamp in feierlichem Ton: „Sind Sie der Herr Goethe?“ — „Ja!“ — „Und haben Sie das berüchtigte Buch ‚Die Leiden des jungen Werther‘ geschrieben?“ — „Ja!“ — „So fühle ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen meinen Abscheu an dieser ruchlosen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz bessern! Denn wehe, wehe dem, der Ärgernis giebt!“ — Jedermann geriet in die peinlichste Verlegenheit, man fürchtete ein Aufbrausen des jungen Dichters. Aber der sagte ruhig: „Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Gesichtspunkt mich so beurteilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich!“ — Nun hatte Goethe alle für sich, der fromme Rektor war entwaffnet, und die Unterhaltung ging fröhlich weiter.

In reifen Jahren, 1804, hat Goethe einmal den kühnen Gedanken ausgesprochen, daß man sogar am offenbaren Irrtum Wohlgefallen haben dürfe.[1]) „Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundneunzig Gerechte.

[1]) In einem Briefe an Eichstädt, 15. September 1804.

Digitized by Google

Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden." Im Scherze sagte er wohl: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren zu sehen."

Am entschuldbarsten ist unsere Unduldsamkeit gegen solche Leute, bei denen gute oder zulässige Eigenschaften mit solchen verbunden sind, die offenbar Haß und Widerstand verdienen; wir mögen von solchen Leuten „nichts wissen". Aber Goethe schreibt:[1]) „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann."

Zur Unduldsamkeit neigen wir ferner besonders in unserem Fache, als Politiker gegen andere Politiker, als Künstler gegen andere Künstler. Goethe wehrte zwar die ihm falsch erscheinenden Richtungen in der Kunst kräftig ab, aber so lange er irgend genießen konnte, freute er sich doch des von andern Hervorgebrachten. „Mit Vergnügen sah man ihn in größerer Bewegung, wenn eben etwas Neues, wie z. B. die erste Sammlung von Volksliedern oder das Nibelungenlied oder die alemannischen Gedichte seine Phantasie ergriffen, und geschah es dann, daß er in der ersten Aufregung im Lobe

[1]) Am 2. Januar 1800 an F. H. Jacobi.

Digitized by Google

etwas übertrieb.“ So schreibt Stephan Schütze von ihm nach persönlichen Eindrücken,[1]) und weiter: „Er haßte die Kritiker, die an den Fehlern haften und in der Negation sich herumdrehen. Von ihm konnte man lernen, zu genießen. Er hielt sich an das Schöne eines Kunstwerkes und sagte dann wohl bei einer Eigenheit: „Das muß man nun dem Künstler zugeben, er will seine Freiheit, will auch seinen Spaß haben.“ Wenn nur etwas Freude machte, ging seine Nachsicht sehr weit. Aus derselben Gesinnung heraus haßte er alle witzelnde Verzerrung des Schönen. „Wie ich ein Todfeind sei von allem Parodieren und Travestieren, hab ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht, um es zu vernichten; ja selbst den Schein sehe ich nicht gern dadurch verjagt.“[2]) Einmal prägte er gegen Zelter das Wort: „Man ist nur insofern zu achten, als man achtet.“[3])

Unduldsam sind wir namentlich leicht gegen Jüngere. Ihm war es zweifelhaft, ob er mit siebzig Jahren gescheiter sei, als er mit vierzig gewesen, und „für uns Ältere ist es immer schwer, junge Leute kennen zu lernen; entweder sie verbergen sich vor uns oder wir beurteilen sie aus unserm Standpunkt.“[4]) Als seine Schwiegertochter einmal um ein Nichts eine thörichte Reise machen wollte, lachte er dazu, denn „ein solches Nichts ist der

[1]) 1806. Vgl. Biedermanns Sammlung, Bd. II, S. 136. — [2]) An Zelter, 26. Juni 1824. — [3]) Zelter an Goethe 12. Mai 1816. — [4]) Brieflich an F. H. Jacobi am 27. Dezember 1794.

Digitized by Google

Jugend oft unendlich viel. Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können." Ein andermal meinte er: „Wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben?"

Schon die Kinder wollte er sehr nachsichtig behandelt wissen. „Ein Blatt, das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern, eh es sich entwickelt; wenn man nun nicht genug Geduld hat und es gleich so glatt haben will, wie ein Weidenblatt, dann ists übel."[1]) Darum hielt er auch die Kinderspiele heilig, so unbequem sie den Erwachsenen oft auch sind. Noch als Geheimer Rat hat er mit den kleinen Herders und Wielands Ostereier gesucht und für ihre Bewirtung gesorgt, und alle Kinder hatten ihn lieb, weil er so schön mit ihnen spielen und so wunderbare Geschichten erzählen konnte. Einen Sohn seiner Freundin Charlotte v. Stein nahm er in sein Haus, um ihn zu unterrichten und sich an der Entwickelung des Knaben zu erfreuen. Wenn in seinem Alter die Enkelchen über seiner Decke zu sehr lärmten, half er sich dadurch heraus, daß er Frankfurter Gebäck hinaufschickte; sie sollten um die einzelnen Stücke Lotto spielen: dabei mußten sie still sitzen! Goethe war einundachtzig Jahre alt, als Eckermann und Gräfin Karoline Egloffstein einmal zusahen, wie der kleine Wolf seinem Großvater recht viel zu schaffen machte. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der

[1]) Im September 1788 an F. H. Jacobi.

Digitized by Google

andern. Goethe erduldete alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch sein mochte. „Aber, lieber Wolf," sagte die Gräfin, „plage doch deinen guten Großvater nicht so entsetzlich! er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden." — „Das hat gar nichts zu sagen," erwiderte Wolf; „wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen." — „Sie sehen," nahm Goethe das Wort, „daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist."

Wie von ihm die Maxime herrührt: „Und die Polizei störe die Freude nicht!" so wollte er namentlich auch die Jugend von ihr beschützt wissen. Er beneidete England um die größere Freiheit seiner Jugend.[1]) „Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt, und sie mit ihresgleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin,

[1]) Zu Eckermann am 12. März 1828.

Digitized by Google

die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen, und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister." Als man wegen einigen vorgekommenen Übermuts die Johannisfeuer auf den Bergen um Jena verbot, wo die Knaben alte Besen und altes Gerümpel zu verbrennen liebten, da gab Goethe den Vers weiter:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren."

* * *

Oben ist Goethes Duldsamkeit in Verbindung gebracht mit seinem Bewußtsein eigener Mängel. Eine andere Quelle dieser Tugend ist sein Streben nach Sachlichkeit, von dem schon in einem früheren Kapitel die Rede war, und diese Sachlichkeit hängt wieder mit einem Stück Frömmigkeit zusammen: der Ergebung in Gott, in den von Gott gewollten Zustand und Verlauf der Dinge. Diese unbedingte Ergebung bezeichnet unser Dichter im „Divan" als „höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz." Sobald wir uns in unser Schicksal ergeben, so löcken wir nicht wider den Stachel, sondern suchen das Neue immer wieder unter alte Gesetze zu bringen, und wir tragen leichter, was wir begreifen. Goethe nahm die Thatsachen ruhig-demütig hin und wollte sie nicht anders haben. Der einzige Sohn machte ihm viel Kummer, und ehe er noch zu einem nützlichen Leben gelangt

Digitized by Google

war, raffte ihn im fernen Lande der Tod dahin. Als man dem Vater die traurige Kunde brachte, zwang er seine leidenschaftliche Erregung mit dem Worte nieder: Non ignoravi me mortalem genuisse,[1]) und ruhig sagte er dann zur Schwiegertochter: „August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide an einander halten." Er wurde freilich durch solche Nachrichten im Innern so bewegt, daß er in Ortsveränderungen oder in angespannten neuen Arbeiten Trost und Ablenkung suchen mußte, und auf dieses krampfhafte Arbeiten und Ablenken der Gedanken pflegte eine schwere Krankheit zu folgen, aber er zwang sich zu vollkommener äußerer Ruhe, um auch das Innere zu beruhigen. „Nur Ruhe! nur Ruhe!" pflegte er auszurufen, wenn etwas Aufregendes zu Tage trat. „Denn ihm war es Bedürfnis, von jedem noch so heterogenen Zustande einen deutlichen Begriff zu gewinnen, und die unglaubliche Fertigkeit, mit der er jedes Ereignis, jeden persönlichen Zustand in einen Begriff zu verwandeln wußte, ist wohl als das Hauptfundament seiner praktischen Lebensweisheit anzusehen, hat sicher am meisten beigetragen, ihn, den von Natur so leidenschaftlichen, so leicht und tief erregbaren, unter allen Katastrophen des Geschicks im ruhigen Gleichgewicht zu erhalten. Indem er stets das geschehene Einzelne sofort an einen höheren allgemeinen Gesichtspunkt knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab und vermochte nun, es in der Form naturmäßiger Ge-

[1]) Ich wußte wohl, daß ich einen Sterblichen erzeugt hatte.

Digitized by Google

setzlichkeit ruhig zu betrachten, ja als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisieren. Wie oft hörte ich ihn äußern: „Das mag nun werden, wie es will, den Begriff davon habe ich weg; es ist ein wunderlicher komplizierter Zustand, aber er ist mir doch völlig klar.“ So gewöhnte er sich denn immer mehr, alles was im nähern und weitern Kreise um ihn vorging, als Symbol, ja sich selbst nur als geschichtliche Person zu betrachten, ohne darum an liebevoll persönlicher Teilnahme für Freunde und Gleichgesinnte abzunehmen.“

* * *

So erzählt uns der Kanzler v. Müller, der unter Goethes Freunden in alten Tagen der selbständigste Urteiler war. Er sagt hier wieder, was wir schon öfters bemerkten: daß Goethe von Natur leidenschaftlich, leicht und tief erregbar war. Daher kam es, daß er den Zunächststehenden oft gar nicht sachlich oder duldsam erschien, daß sie einen Widerspruch zwischen seinen Lehren und Handlungen schmerzlich bemerkten. Der Gräfin Karoline v. Egloffstein ging es auch so, bis sie den Kanzler das Urteil fällen hörte,[1]) Goethe sei äußerst tolerant mit dem Verstande, jedoch nicht immer mit dem Gemüte. „Was mir bisher in Goethes Charakter rätselhaft gewesen, lösten diese wenigen Worte.“ Wir drücken es vielleicht noch richtiger als der Kanzler aus,

[1]) Am 29. April 1818 auf dem Wege nach der Dornburg.

Digitized by Google

wenn wir sagen: Goethes Sachlichkeit, Gerechtigkeit und Duldsamkeit waren nicht angeboren, sondern erst durch mühsame Selbsterziehung erworben, und zuweilen sprengte das reizbare, heftige, herrische Naturell die freiwillig angenommenen Fesseln. Das muß immer bedacht werden, wenn von Goethes heiterer Weisheit, olympischer Ruhe, göttlicher Milde die Rede ist: sie fielen ihm nicht wie sein poetisches Talent als glückliche Gaben in den Schoß, sondern es sind in saurem Kampfe eroberte Schätze. Von Haus aus war er ein Mensch, der mit den Zähnen knirschte und den Füßen stampfte, der unangenehme Bücher und Bilder an den Tischecken entzwei schlug, der Anfällen von Trübsinn oder Wut oder unbändiger Lustigkeit ausgesetzt war. „Er ist in allen seinen Affekten heftig," sagt Kestner über den jungen Goethe in der Wetzlarer Zeit, aber schon damals mußte er hinzufügen: „er hat jedoch oft viel Gewalt über sich." Und Goethe fährt gewissermaßen fort in einem Satze, den im August 1805 Sulpiz Boisserée von ihm hörte: „Der Mensch, der Gewalt über sich hat und behauptet, leistet das Schwerste und Größte."

Goethes sittliche Größe besteht darin, daß er der Gebildetste aller Menschen wurde. Nicht sündlos-rein steht er vor uns, sondern gereinigt, nicht als Heiliger, sondern als menschlicher Freund, dem wir Schritt für Schritt folgen können, weil er sittlich nicht höher veranlagt war als wir auch. Die Versuchungen, die uns umgeben, waren auch gegen ihn stark; nichts Menschliches war ihm fremd. Darum übt Goethes Leben und Charakter auf alle einen großen Zauber aus, die

Digitized by Google

auf Bekehrungswunder verzichtet haben und sich selbst und die Welt nur noch durch allmähliche Bildung langsam umzuwandeln hoffen. Der englische Methodist weiß Tag und Stunde anzugeben, wann er aus einem Sünder ein Erlöster geworden, der grunddeutsche Goethe hatte nur ein stilles Vorwärtsschreiten aufzuweisen. Sollen wir sagen, wo die größere Wahrhaftigkeit ist? Die größere Bescheidenheit? Es gehört freilich zum beständigen Weiterschreiten viel Entsagung, eben weil es beständig sein muß und weil stets der Tod uns zu Boden streckt, ehe das Ziel erreicht ist. Goethe spricht einmal darüber zu einem Freunde, J. J. Willemer in Frankfurt.[1]) „Ich begreife recht wohl, daß Sie bei allen Gütern, womit das Glück Sie begünstigt hat, Sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht bloß von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen, die nichts weiter verlangen, als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höheren Bildung an sich und andere machen und welchen der Vorschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen, was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern Umgebungen erwarten können, darüber geht meistenteils das Leben hin, und man darf wohl sagen, daß der isolierte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar, wenn er auch so

[1]) In einem Briefe vom 5. Dezember 1808.

Digitized by Google

glücklich wäre, mit Gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen."

Solche pessimistisch aussehenden Wahrheiten hat Goethe zu andern Zeiten durch die Zuversicht erhellt, daß irgendwie nach dem Tode zur Klarheit gelange, „wer immer strebend sich bemüht." Das ist das Schlußwort im „Faust" und das hat er oft gelehrt. Einmal heißt es:

„Irrtum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."

Ein andermal:

Diese Richtung ist gewiß:
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Bleiben dir bei Seite.

Wer solches beständiges Vorwärtsschreiten lehrt, predigt zugleich auch eine Tugend der Unzufriedenheit. Goethes größte Dichtung ist das hohe Lied dieser Tugend. Was seinen Dr. Faust von aller Umgebung unterscheidet, ist, daß er sich nicht genügen lassen kann wie die andern. Wagner und der ältere Schüler (im zweiten Teile) sind aufgebläht von ihrem Wissen, das Volk am Ostermorgen lebt in Aberglauben und wilder Lust einen fröhlichen Tag, den Studenten in Auerbachs Keller ist es ganz kannibalisch wohl, Gretchen und ihren Nachbarn wäre es behaglich bei kleinbürgerlicher Ehrbarkeit und Wohlhabenheit, der Kaiser kommt durch seinen Leichtsinn und seine Lust an Schmausen und Gepränge über alle Verdrießlichkeiten hinweg, dem Erzbischofe ist wohl im Dienste

Digitized by Google

der heiligen Kirche, Philemon und Baucis sind in ihrer frommen Einfalt glücklich. Nur Faust wird nie satt; er ist zwar kein Nörgler wie der Bürger, dem der neue Bürgermeister nicht gefällt, und kein herzloser Spötter, kein stets verneinender Geist wie Mephisto, aber er verlangt nach Geisterbrot und himmlischem Trank, „und alle Näh und alle Ferne befriedigt nicht die tiefbewegte Brust." Diesen ungenügsamen Grübler nennt Goethes Gott seinen Knecht, ihn übergiebt er zuversichtlich den Versuchungen des Teufels, der solchen strebenden Geist ja doch nicht ganz von seinem Urquell abziehen kann. Immer wieder triumphiert Fausts edle Ungenügsamkeit über die List und Kunst Mephistos, bis endlich den hundertjährigen Greis die eine irdische Aufgabe befriedigt: auf jungfräulichem Erdboden Gründer eines neuen, glücklichen Gemeinwesens zu werden. Nun endlich glaubt der Teufel sein Ziel erreicht zu haben, aber er hat das höhere Gesetz vergessen: daß ein so rastloses, immer reiner werdendes Streben, selbst wenn es über Irrtum und Schuld hinweggeht, uns zu jenen Höhen hinaufführt, wo die Gnade Gottes uns ergreifen kann. Solch ein Strebender wie Faust war auch Goethe und darum durfte auch er auf die Arme des alliebenden Vaters seine Hoffnung setzen.

Ebenso predigte Goethe die fromme Liebe in seinen Werken und im Leben, gewöhnlich in der Fassung: duldet einander, gönnt jedem Menschen und jedem Volke seine eigene Art, verzeiht einander die Schwächen und Fehler!

Zuweilen fügt er auch hinzu, daß diese Liebe und Güte auch das Praktischere und Vernünftigere sei. Am

Digitized by Google

7. November 1816 drückt er in einem Briefe an Zelter in Berlin seine Befriedigung aus über die letzten Sommer, die er am Rhein und Main verbracht: „denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: Kindlein, liebt euch, und wenn das nicht gehen will: laßt wenigstens einander gelten. Und da wirst Du mir Beifall geben: wenn diese himmlische Botschaft in Eurem Ninive einigermaßen griffe, so wärt Ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu sein, als Ihr seid.“ Ein ethisches Testament Goethes ist die „Novelle“, die er 1827 vollendete; er hat sich dreißig Jahre mit dem Thema getragen, obwohl Schiller und Humboldt es ablehnten. Die Lehre, die unerwartet aus der Erzählung wie eine Blüte aus der Pflanze hervorbricht, ist: Liebe und Güte sind stärker als Heldenkraft und Waffengewalt; ein unerschrockener Mann kann einen Löwen *töten*, aber wenn der Mensch zum gütigen, verständigen, sorgenden Freunde des Löwen wird, kann er ihn *zähmen* und *veredeln*, bis am Ende ein schwaches Kind das stärkste Tier als Meister lenkt. — —

Was aber Goethe der Mitwelt und Nachwelt zu sagen hatte, lehrte er nicht in pfäffischer Art, sondern er ehrte jedes Menschen eigene Erkenntnis und freie Entscheidung. „Wie lange wird es dauern,“ sagte er 1809 zu Falk, „so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten ihre Augen selbst.“

Digitized by Google

Früher erschienen vom gleichen Verfasser:

Meine Religion. Mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt von Dr. W. Bode. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit einem Bilde Goethes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 8°. 112 S. M. 1,25, geb. M. 2,—.

Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller, gehalten in den Jahren 1830 und 1832. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethes. 8°. 91 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1,25, geb. M. 2,—.

Goethes Aesthetik. Von Dr. Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethes. 8°. 341 S. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Die Lehren Tolstois. Weimar, W. Bode. 8°. 190 S. M. 2,—, geb. M. 2,70.

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Weimar, W. Bode. 8°. 227 S. M. 2,40.

Indivi. Ein absonderlicher Reisebericht. Leipzig, Chr. G. Tienken. 8°. 133 S. M. 2,—.

Der größte Betrüger. Ein Wort zur Aufklärung gegen den Alkohol. 16.—35. Tausend. Weimar, W. Bode. 16 S. 20 Pf.

Die Frauen und das Trinken. Weimar, W. Bode. 8°. 8 S. 16.—30. Tausend. 10 Pf.

Warum unsere Kinder Wein und Bier nicht haben sollen. Hildesheim, Mäßigkeits-Verlag. 8°. 8 S. 360. Tausend. 50 Pf.

Die Trunksucht als Krankheit und ihre Behandlung. Weimar, W. Bode. 8°. 112 S. M. 1,20.

Das Gothenburgische System in Schweden. Weimar, W. Bode. 8°. 32 S. 80 Pf.

Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika. Weimar, W. Bode. 8°. 40 S. 80 Pf.

Die Macht der Konsumenten. Weimar, W. Bode. 8°. 8 S. 10 Pf.

Brief an säumige Zahler. Weimar, W. Bode. 4°. 4 S. 10 Pf.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

22Aug'64WD

REC'D LD

AUG 23'64-4 PM

LD 21A-60m-4,'64
(E4555s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

143136

867z
B666
goe
1905

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google